

FRAUEN FRAUEN FRAUEN FRAUEN FRAUEN

♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀

♀ ♀ ♀ ♀ HOC ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀

♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ HSCH ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀

♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ULE ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀ ♀

♀ ♀

♀ ♀

♀ ♀

FRAUEN AN DER HOCHSCHULE

HOCHSCHULE ♀ HOCHSCHULE HOCHSCH
ULE HOCHSCHULE HOCHSCHULE HOCHSC
HULE HOCHSCHULE HOCH ♀ ♀ SCHUL ♀
E HO ♀ CHSCHULE HOCHSCHULE HOCHS
CHULE HOCHSCH ♀ ULE HOCHSCHULE H
OCHSCHULE HOCHSCHULE HOCHSCHU ♀
LE HOCHSCHULE HOCHSCHULE ♀ HOCHS
CHULE HOCHSCHULE HOCHSCHULE HOCHS

ZEITSCHRIFT
FÜR
THEORIE UND PRAXIS
DER
STUDIEN- UND STUDENTENBERATUNG

Heft 1 · Jahrgang 2 · 1986

Frauen an der Hochschule

Herausgeber: Arbeitsgemeinschaft der Studentenberater in der Bundesrepublik
Deutschland und Berlin (West)
Verlag: Germinal Verlag GmbH, Friederikastr. 38, 4630 Bochum 1,
Tel. 0234/33 03 29
Redaktion: Ruth Großmaß (Bielefeld), Ulla Henze (Bielefeld)
Anschrift: c/o Zentrale Studentenberatung der Uni Bielefeld,
Postfach 8640, 4800 Bielefeld 1
Satz: Germinal Verlag
Druck: Werkstatt für Druck & Grafik, Osnabrück
Das Copyright für die einzelnen Beiträge liegt bei den Autorinnen!

Inhalt

Vorwort der Redaktion	Seite 4
I. FRAUEN – EIN THEMA FÜR DIE 'ARGE'?	
Ulla Bock/Edith Püschel	
Frauen im Studium – noch immer ein Thema?	6
II. LEBENSBEDINGUNGEN VON FRAUEN AN DER HOCHSCHULE	
Heidemarie Krüger	
Frauen im Studium: Die Frustrierten? – Ein Blick durch die Literatur unter dem Gesichtspunkt der Problemfelder von studierenden Frauen	13
Hilge Landwehr	
Jenseits des Patriarchats? – Väter, Söhne, Brüder und Liebhaber in den Selbstmodellen von Frauenforscherinnen	25
Inge Rebling	
Akademikerinnen und Studentinnen – Ein subjektiver Bericht	36
III. BILDUNG UND BERATUNG – THEMEN DER STUDENTENBERATUNG/THEMEN DER FRAUENBEWEGUNG	
Marlies Fröse	
Frauenbildung – Feministische Bildung	40
Ruth Großmaß	
Feministische Therapie?	48
IV. ARBEIT MIT FRAUEN IN DER STUDENTENBERATUNG	
Gudrun Scholz-Kerpen	
Durch Reden etwas verändern? Über Gesprächsgruppen mit studierenden Frauen	68
Irmgard Holtkötter	
Lieblings-, Leit- und Zerrbilder. Selbsterfahrung und kreative Darstellung in Bildern – eine Gruppe für Studentinnen	84
V. ARBEITSPLATZ STUDENTENBERATUNG	
Carmen Burian	
Ritter von der Tintenburg? Eine Berufsperspektive für Frauen? – Gewerkschaftliche Frauenarbeit an der Hochschule	91
Ein verstohlener Blick auf unsere Kollegen – Eine Notiz aus Münster	96

Autorinnenverzeichnis

- Ulla BOCK
Diplom-Soziologin und Sozialpädagogin, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der
»Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung« an der
Freien Universität Berlin
- Carmen BURIAN
Diplom-Psychologin, seit 1980 Mitarbeiterin der Zentralen Studentenberatung der
Universität Bielefeld, Bundesfrauenausschuß der GEW
- Marlies FRÖSE
28 Jahre, Erzieherin, Sozialarbeiterin, Studentin der Ethnologie, Soziologie und
Pädagogik; Stipendium für Frauenforschungsauftrag ab Mitte 1986 auf Java; jahre-
lang aktiv in Frauenprojekten und im Frauenferien- und Bildungshaus Osteresch
- Ruth GROSSMASS
Studium der Germanistik, Pädagogik, Philosophie; seit 1976 Mitarbeiterin der Zen-
tralen Studentenberatung der Universität Bielefeld
- Irmgard HOLTKÖTTER
Lehrerbildung Kunstgeschichte, Diplompädagogin Erwachsenenbildung, 1985
Mitarbeiterin der Psychologisch-Therapeutischen Beratungsstelle Bremen, z. Zt.
Lehrauftrag im Frauenprojekt der Fachhochschule Emden und Arbeit an einer Dis-
sertation zum Thema »Bedeutung von Bildern im Lebensprozeß«
- Heidemarie KRÜGER
Diplom-Soziologin (Bielefeld), Tätigkeit in der Sozialforschung mit den Schwer-
punkten Betrieb/Bildung; seit 3 Jahren mit Frauenfragen beschäftigt (Berufstätige
und Studentinnen); Eigenprojekt: Frauen und Schulleitung; Lehrauftrag »Frauen im
Betrieb«; ab April 86 ohne Stelle
- Hilge LANDWEHR
geb. 1956, Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichte in Kiel und Bie-
lefeld, Staatsexamen 1984, seit 1979 am Aufbau der Geschäftsstelle Frauenfor-
schung beteiligt, die inzwischen zur »Interdisziplinären Forschungsgruppe Frauen-
forschung« geworden ist. Im Rahmen der IFF führt sie als wissenschaftliche
Mitarbeiterin ein Projekt durch: Methodologische Grundlagen von Frauenfor-
schung. Die Kategorie »Identität« in Forschungen zum weiblichen Lebenszusam-
menhang. Ihr neuestes und langfristiges Projekt ist ihr drei Monate alter Sohn.
- Edith PÜSCHEL
seit 6 Jahren Mitarbeiterin der Zentraleinrichtung Studienberatung und Psycholo-
gische Beratung (mit Schwerpunkt Psychologische Beratung) an der Freien Univer-
sität Berlin; davor: Sozialpsychologische Forschungsarbeit; Lehrauftrag u. a. Femini-
stische Therapie
- Inge REHLING
Sozialarbeiterin, seit 5 Jahren Mitarbeiterin der Psychologischen Beratungsstelle
Heidelberg, u. a. im Schwerpunkt Nachberatung von §218-Problemen
- Dr. Gudrun SCHOLZ-KERPEN
Diplom-Sozialwissenschaftlerin, mehrjährige Tätigkeit im Bereich Hochschuldidak-
tik, seit 1980 Mitarbeiterin der Zentralen Studienberatung der Universität Gießen

Vorwort der Redaktion

»Frauen an der Hochschule« zum Schwerpunktthema einer Nummer dieser Zeitschrift zu machen, ist eine Entscheidung, die eher allgemeineren Trends zuzurechnen ist, als daß sie den Diskussions- und Auseinandersetzungsstand der ARGE Studentenberatung widerspiegelt.

Das Interesse an sogenannten »Frauenthemen« war auf ARGE-Tagungen immer verhalten bis verschwindend gering, so daß aus diesem Arbeitszusammenhang auch keine publikationsfähigen Ergebnisse zur Verfügung stehen.

Dennoch oder gerade deswegen haben wir das Angebot gemacht, die Redaktion für ein solches Themen-Heft zu übernehmen – aus dem Interesse heraus, mindestens den in der Studentenberatung arbeitenden Frauen ein Diskussionsforum zu eröffnen.

Dieses Interesse hat auch Folgen für die Konzeption dieser Nummer. Wir haben uns bemüht, Themen aufzugreifen, die für Studienberaterinnen interessant und anregend sind – ohne uns im einzelnen zu fragen, ob die Vermittlung auf die Ebene der alltäglichen Arbeit gewährleistet werden kann. Und wir haben auch Beiträge von Frauen aufgenommen, die selbst nicht in einem Arbeitszusammenhang mit Studienberatung stehen.

Zu den Beiträgen im einzelnen:

Ulla Bock und Edith Püschel haben in ihrem Artikel den Diskussionsanstoß, der auf der ARGE-Tagung im Herbst '85 versucht wurde, reflektiert und neu formuliert. Wir möchten diesen Beitrag quasi als Leitartikel für die weitere Diskussion verstanden wissen.

Die Artikel von Heidemarie Krüger, Hilge Landweer und Inge Rehling reflektieren auf ganz unterschiedlichen Ebenen die Lebensbedingungen, auf die sich Frauen an der Hochschule einlassen.

Heidemarie Krüger gibt einen Überblick über Sichtweisen und Erfahrungen von Frauen, wie sie sich in der »grauen« Literatur finden, und versucht, Problembereiche von Studentinnen zu bestimmen.

Hilge Landweer nimmt Orientierungsprobleme von Frauen als Forschungs*subjekte* auf, die sich nicht auflösen, wohl aber aufklären lassen.

Inge Rehling schließlich versucht aus sehr subjektiver Sicht, die Ambivalenz von Erfolg/Mißerfolg im akademischen Terrain sichtbar zu machen.

Es folgen zwei Beiträge, die die Themen Bildung bzw. Beratung/Therapie – zentrale Themen der Studentenberatung – aus der Perspektive der Frauenbewegung diskutieren.

Marlies Fröse setzt sich mit feministischer Bildung auseinander und beschreibt autonome feministische Bildungsarbeit.

Ruth Großmaß' Überlegungen zu »feministischer Therapie« versuchen, Diskussionen innerhalb der Frauenbewegung und Erfahrungen aus der Arbeit mit Studentinnen theoretisch zu verarbeiten.

In einem vierten Teil kommt die Praxis der Beratung zu Wort.

Gudrun Scholz-Kerpen und Irmgard Holtkötter stellen jeweils ein Modell der Gruppenarbeit mit Frauen vor.

Unser letzter Schwerpunkt heißt »Arbeitsplatz Studentenberatung«.

Carmen Burian berichtet in ihrem Artikel über (Frauen-) Arbeitserfahrungen aus dem Gewerkschaftsbereich.

Zur Situation von Frauen in einem Studienberaterteam sind uns keine Beiträge zugegangen. Daß dies dennoch ein Thema wäre, zeigt die Notiz aus der ZSB Münster.

Autorinnen wie Redaktion sind an Reaktionen und Stellungnahmen zu diesem Heft interessiert (bitte an die Redaktion!) und hoffen, mit ihren Beiträgen Anregungen zu geben bzw. Interesse zu wecken.

I. FRAUEN – EIN THEMA FÜR DIE 'ARGE'?

Ulla Bock/Edith Püschel

Frauen im Studium – noch immer ein Thema?

Auf der ARGE-Tagung in Münster haben wir an der Arbeitsgruppe »Frauen im Studium« teilgenommen und den Eindruck gewonnen, daß die besondere Situation der Frauen im Wissenschaftsbetrieb kein Thema mehr ist. Uns jedenfalls hat die interessierte Auseinandersetzung von Kolleginnen und Kollegen gefehlt.

Dies ist uns Anlaß, nach wie vor zu fordern, daß der geschlechtsbezogenen Thematik auch in der Studien- und Psychologischen Beratung mehr Aufmerksamkeit beigemessen wird – damit weder für Studierende noch für Beratende diese Dimension verborgen bleibt.

Im Zusammenhang mit den sozialen Bewegungen der letzten 15 Jahre – insbesondere der Frauenbewegung – hat sich eine gesteigerte Aufmerksamkeit für die tatsächlichen oder vermeintlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern und für die emanzipatorischen Forderungen der Frauen entwickelt. Das Hervorheben der Unterschiede zwischen den Geschlechtern ist eine Voraussetzung für das Erkennen von Gemeinsamkeiten und von Möglichkeiten der Kommunikation auf einer neuen Ebene.

Die Gruppe der Studierenden nimmt oftmals als erste kulturelle und politische Veränderungen wahr und forciert sie. Das trifft in jedem Fall für die Neue Frauenbewegung zu, die überwiegend von Studentinnen ausgegangen ist. Zwar haben die Studentinnen und Dozentinnen in den letzten Jahren bedeutsame Veränderungen im Hochschulbereich erkämpft, aber dennoch ist die weibliche Wirklichkeit in den Unversitäten ein seltener Gegenstand von Gesprächen zwischen Frauen und Männern. Die Bedeutung des Geschlechts für den universitären Alltag wird gern negiert – oder höchst einseitig diskutiert, häufig in Aspekten der noch unvollkommenen Anpassung der Frauen an den männlichen Wissenschaftsbetrieb. Das Anderssein als Ausgangspunkt, auch für eine veränderte Praxis, wird kaum thematisiert. Die Kategorie des

Andersseins – ob als wesentlich oder durch Sozialisation bedingt gedacht – wird mit Minderwertigkeit verbunden.

Es wird heute von niemandem mehr bezweifelt, daß männliche und weibliche Studierende unterschiedlich auf das Studium vorbereitet sind und daß sie Studium und Institution auf verschiedene Weise wahrnehmen und erleben. Für Frauen ist die Hochschule ein Ort, an dem sie widersprüchlichen Anforderungen ausgesetzt sind. Um hier erfolgreich zu sein, werden Fähigkeiten und Verhaltensweisen verlangt, die der Zielsetzung weiblicher Identifikationen widersprechen: die Situation von Frauen in den Wissenschaften gleicht einer double-bind-Situation.

Die offenkundige Schwierigkeit, Intellektualität und Weiblichkeit nicht als Gegensatz zu denken, treibt Studentinnen und Dozentinnen in das Dilemma, entweder als Frau oder als Wissenschaftlerin angesprochen und gefordert zu werden.

Reflexionen über die Situation der Frauen im Wissenschaftsbereich beziehen sich immer auf zwei Ebenen: zum einen auf die der institutionellen Bedingungen, unter denen Wissenschaft betrieben und gelehrt wird, und zum anderen auf die der Inhalte von Wissenschaften. Das heißt Arbeit in einem »Patronanzsystem« (NOWOTNY), in dem Frauen unter männlichen Spielregeln einen engeren Handlungsraum zugewiesen bekommen als Männer und vielmehr über ihre Sexualität ein- oder ausgeschlossen werden als über fachliche Kompetenz, und zum anderen das Aufdecken von Sexismen im Prozeß der Erkenntnisuche und Theoriebildung.

Die jungen Frauen nehmen heute mit einer größeren Selbstverständlichkeit und einem gewachsenen Selbstbewußtsein ein Studium auf als ihre Mütter und Großmütter. Trotz entscheidender Veränderungen sind sie aber auch heute noch einer spezifischen Diskriminierung ausgesetzt. Die heutige Generation von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen fordert mehr als nur Integration und Gleichbehandlung: sie fordert eine Veränderung der Institution Wissenschaft im Sinne einer Humanisierung der Gesellschaft; sie wehren sich gegen den Zwang, die eigene biographische Entwicklung der der Männer anzupassen.

Der Soziologe Norbert Elias hat für gesellschaftliche Außenseiter, die von den Ausbreitungsstellen des Zivilisationsstandards erfaßt werden, einen Veränderungsprozeß beschrieben, der auch die Situation der Frauen im Wissenschaftsbetrieb verdeutlicht: In der Phase der Assimilation oder Kolonialisierung orientieren sich Außenseiter stark am Vorbild des Herrschenden, was zu Phänomenen der Überanpassung und Selbstdiskriminierung führt. In einer zweiten Phase wird Abstoßung und Differenzierung möglich, und mit wachsendem Selbstbewußtsein werden Spannungen und Konflikte schärfer, um in einer dritten Phase zu einer neuen, beidseitigen Angleichung zu führen. Der Konflikt zwischen der Anpassung an die Normen des männlichen Wissenschaftsbetriebs und den verinnerlichten Normen ihrer weiblichen Sozialisation und Tradition kann als ein zentraler für Frauen im Wissenschaftsbereich bezeichnet werden. Die Frauen müssen die eigene Identität als Wissenschaft-

lerin neu definieren. Die Frage, wie die neuen Standards des wissenschaftlichen Arbeitens mit veränderten universitären Umgangsformen aussehen, bleibt noch offen und gestaltet sich entsprechend der Fachbereiche unterschiedlich. Zweifellos hält sich die Frauenfeindlichkeit in den kapitalintensiven Wissenschaften besonders hartnäckig. Dennoch haben Frauen auch im naturwissenschaftlichen und technischen Bereich an Stärke gewonnen und sich mit Selbstbewußtsein zum ersten Mal in der Geschichte als Wissenschaftssubjekte eingesetzt.

Wenn wir heute mit Blick auf die letzten 80 Jahre auch von einem Fortschritt sprechen können, so sieht es im konkreten Fall dann doch wieder anders aus, dort, wo die Konfrontation mit der Hartnäckigkeit von Traditionen und Gewohnheiten, der Zählebigkeit, mit den geschlechtsspezifischen Stereotypen eine häufige Erfahrung ist. Die wissenschaftliche Zwangsjacke treibt Frauen weiterhin in einen spezifischen Widerspruch. Spezifisch zum einen, weil Frauen auch als Wissenschaftlerinnen für zwei gleichzeitig existierende Lebenskonzepte sozialisiert sind – für Familie und Beruf – und zum anderen, weil nach wie vor die Überzeugung gilt, daß wissenschaftliches Arbeiten mit Sinnlichkeit und Emotionalität nicht in Einklang zu bringen ist. Dabei bleibt dieser der Rationalität gegenübergestellte emotionale Bereich in die Verantwortung der Frauen gelegt. Die zunehmende Qualifikation und Berufsorientierung der Frauen verstärkt die Spannung, die zwischen beruflichen Ambitionen und Ansprüchen im familiären Reproduktionsbereich besteht. Im Laufe ihrer Sozialisation haben Frauen Fähigkeiten und Orientierungen erworben, die sich vor allem auf die private Reproduktionsarbeit beziehen. Die formalen Strukturen des Hochschulbereichs und die Standards wissenschaftlichen Arbeitens fordern Dispositionen und Verhaltensweisen wie Konkurrenz- und Konfliktfähigkeit, Distanzierung vom Subjekt und damit von sich selbst, emotionslose Rationalität und Durchsetzungsvermögen als Voraussetzung für Erfolg. Diese Anforderungen stehen den von den Frauen erwarteten und geforderten sozialen Fähigkeiten an Expressivität und Einfühlung entgegen. Frauen werden zur Rücksichtnahme und Fürsorglichkeit erzogen. Von klein an werden Frauen in ihren Expansionsbestrebungen behindert, ihre Lust, Neues zu entdecken und zu erkunden, wird massiv eingeeengt; an der Hochschule steht später weibliches »Wohlverhalten« wissenschaftlicher Neugier und Kreativität im Wege.

Die Studien- und Lebenssituation kann somit für Frauen tendenziell immer als konflikthaft charakterisiert werden, und dieser Konflikt wird häufig als Zwang zur Entscheidung erlebt, entweder den an sie gestellten männlichen Anforderungen durch weitgehende Anpassung an die Verhaltens- und Leistungsnormen der Hochschule zu genügen und damit Gefahr zu laufen, ihre weibliche Identität weitgehend zu negieren oder gar aufzugeben, oder aber sich gegen die Erfolgswänge von Studienkarrieren zu entscheiden. Das Verhältnis der Studentinnen zu ihrem Studium ist von Interessenkonflikten bestimmt, die sich oftmals gegen Ende des Studiums zuspitzen, weil dann zunehmend Profilierung, Wettbewerbsverhalten und Entscheidungen abver-

langt werden.

Immer häufiger wird von den Frauen selbst dieser Konflikt als ein gesellschaftlicher Widerspruch gesehen, den sie in Form von Minderwertigkeitsgefühlen und Versagerängsten persönlich erleben. Diese Sichtweise ermöglicht, das herkömmliche Wissenschaftsverständnis und die an den Universitäten gepflegten und ständig reproduzierten Umgangsformen zu kritisieren. Diese Studentinnen und Dozentinnen fordern die Aufhebung der traditionellen Trennung von privatem und beruflichem Lebenszusammenhang, die beiden, Männern wie Frauen, eine höhere Entscheidungsfreiheit gewährt und eine lebenswürdigere Verbindung von Familie und Beruf ermöglicht (vgl. BOCK/BRASZEIT/SCHMERL 1983).

Folgende Entwicklungstrends aus dem Bildungsbereich illustrieren die für Frauen bestehende Widersprüchlichkeit im Wissenschaftsbereich:

Nach dem 2. Weltkrieg nahm der Anteil der Mädchen in Realschulen und Gymnasien ebenso kontinuierlich zu wie der Anteil der weiblichen Studierenden an den wissenschaftlichen Hochschulen. Vor allem in der Expansionsphase im Bildungssektor Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre, profitierten die Mädchen und die Kinder aus nichtakademischen Familien von den reformerischen Absichten der sozialdemokratischen Bildungspolitik. Heute – in den 80er Jahren – können wir von einem insgesamt »höheren Bildungsniveau der weiblichen als der männlichen Schüler« sprechen (BMBW: Frauen und Bildung, 1981) und der Anteil der weiblichen Studierenden in der BRD und Berlin (West) liegt durchschnittlich bei 40 %. Trotz dieser Veränderungen an der Basis hat sich der Kegel der Hierarchie kaum abgeflacht und Frauen treten an der Spitze, wo Macht- und Entscheidungsfunktionen angesiedelt sind, nur gering in Erscheinung. An der Freien Universität Berlin waren im Wintersemester 1983/84 45,6 % aller Studierenden Frauen. Der Anteil der weiblichen Dozenten im Mittelbau lag zur gleichen Zeit bei 24,8 % und in der Professorenschaft war er 7,5 %.

Im Studienjahr 1984 nahm zum ersten Mal seit Mitte der 70er Jahre die Zahl der deutschen Studienanfänger an den wissenschaftlichen Hochschulen gegenüber dem Vorjahr um 6 % ab. Bei den Frauen ist diese Tendenz bereits seit Anfang der 80er Jahre zu beobachten gewesen. Das heißt die schlechter werdenden Bedingungen im tertiären Bildungsbereich und die abnehmenden Berufschancen der Akademiker, noch mehr der Akademikerinnen, bremsen die Studierwilligkeit, insbesondere der Frauen.

Studierwilligkeit deutscher Studierender:

Frauen	Männer
1976 = 77 %	1976 = 90 %
1983 = 64 %	1983 = 84 %

Der Rückgang der Studierwilligkeit bei den Frauen entspricht der abnehmenden Studienbereitschaft bei Jungen und Mädchen aus nichtakademischen Familien. Ungebrochen dagegen ist die Studierwilligkeit der Akademi-

ker-Söhne. Von ihnen wollen nach wie vor nahezu alle (92 %) studieren (vgl. HIS-KURZINFORMATIONEN A 4/85, A 5/85).

Trotz gleicher oder besserer Schulleistungen ist der Anteil der Abiturientinnen, die sich für ein Studium entscheiden, immer geringer als der Anteil der Abiturienten (MATAB 1982).

Erfolg und Anerkennung wie Mißerfolg und Ablehnung sind konstitutive Momente des Selbstwertgefühls, des Wissens um sich, der eigenen Fähigkeiten und Grenzen. In ihrem Aufsatz »Frauen strengen sich an, Männer sind begabt?« haben Schuch & Hofmann (1979) über die Bedeutung von Fremderwartung für die Selbsteinschätzung geschrieben. Die Autorinnen trennen zwischen dem Leistungsbereich (Beruf), in dem die Kompetenz der Inkompetenz gegenübersteht, und dem Bereich der Familie; hier ist Akzeptanz der Ablehnung gegenübergestellt. Beide Bereiche sind unter dem Druck der gesellschaftlichen Sanktionierung für die Geschlechter von unterschiedlicher Relevanz. So bewerten Frauen in der Regel den zwischenmenschlichen Bereich höher als Männer und zeigen hier auch eine höhere Kompetenz und Sensibilität, während Männer den Leistungsbereich höher bewerten als den zwischenmenschlichen. Daraus ergibt sich, daß Frauen andere Erwartungen an Studium und Ausbildung haben und oftmals andere Prioritäten setzen als Männer. Sie haben ein hohes inhaltliches Engagement, eine starke soziale Orientierung, sie streben eine gute Berufsvorbereitung und Praxisnähe an, sie legen viel Wert auf Kooperation, sie räumen Motiven, wie beruflicher Karriere und beruflicher Sicherheit, Prestige und Autorität relativ weniger Bedeutung ein (vgl. GOTTSCHALL 1983; SCHAEFER 1984; STIEGLER 1982). Dieser Zusammenhang läßt auch verstehen, daß Leistungen und Erfolg im intellektuellen und wissenschaftlichen Bereich für Frauen eine ambivalente Größe sind.

Die Erfolge der Frau im männlichen Leistungsbereich führen zur Ablehnung und Diskriminierung ihres Frauseins, wenn ihre als männlich definierten Leistungen nicht in das Bild von Weiblichkeit integriert werden können. So verzichten Frauen in konkurrenzorientierten Situationen, mit Männern häufig auf eine adäquate Selbstdarstellung. Dies steht damit in Zusammenhang, daß Erfolge für Frauen in Leistungszusammenhängen oft sozial negative Konsequenzen haben (vgl. GOTTSCHALL 1983).

Unter Wettbewerbsbedingungen entwickeln Frauen meist weniger hohe Leistungsmotivation, sie äußern sich zurückhaltender und »bescheiden« bezüglich ihrer eigenen Leistungseinschätzung (SCHMERL 1982). So scheint es folgerichtig, daß Studentinnen trotz guter Leistungen ihre Chancen nach dem Examen auch deshalb als gering einschätzen, weil sie eine Diskrepanz zwischen den geforderten und den persönlichen Qualifikationen vermuten (SCHMERL/BRASZEIT/BOCK 1983).

In der erwähnten Untersuchung von Schuch und Hofmann zeichnen die befragten Männer ein Bild der idealen Frau als der intellektuellen, unabhängigen und potenten, im Partnerverhältnis aber eher abhängigen und hilfebedürftigen Frau. Mit diesen kontrastierenden Erwartungen konfrontiert, ent-

wickeln Frauen ein entsprechend konflikthafte Nebeneinander von zwei Orientierungsbildern. Die Konsequenz ist, daß ein selbstverständliches Streben nach nur einem Ziel, auf das alle Energie, Zeit und Konzentration gerichtet ist, für die Frau nahezu unmöglich und meist auch nicht gewollt wird, was ihnen unter den gegebenen Konkurrenzverhältnissen als Defizit ausgelegt wird. Die Frauen sind im Wissenschaftsbetrieb denselben Maßstäben unterworfen wie Männer, so daß die doppelte Orientierung der Frauen zur Doppelbelastung wird. Erfüllen Frauen ihre berufliche Rolle anders als Männer, erscheint dies als Nichtgenügen dieser Belastungen und wird ihnen als persönliches Versagen und Mangel ausgelegt. Dieser Mangel wird dann geringere Fähigkeit der Frau zur wissenschaftlichen Arbeit genannt. Konzentriert sich die Frau vollkommen auf den Beruf, die Wissenschaft, kompensiert sie einen anderen Mangel, den Mangel an Weiblichkeit. Dieser zweifachen Mangelhaftigkeit können sich Frauen in diesem System der Polaritäten und Hierarchien kaum entziehen, und dies treibt sie in eine quasi double-bind-Situation.

Die Beratungsarbeit mit Studierenden bietet die Chance, über den strukturellen Aspekt solcher individuell empfundenen Konflikte aufzuklären. Widersprüche können so aufgedeckt und problemverzeugende Situationen bewußt werden. Über die Bewußtheit der eigenen Lebensbedingungen können kreative Lösungen entstehen. Erst wenn es gelingt, daß Männer und Frauen über ihre unterschiedlichen Erfahrungen im Studium sprechen, ist auch eine Auseinandersetzung mit diesen Erfahrungen möglich. Der Auseinandersetzung über das Spannungs- und Machtverhältnis der Geschlechter stehen noch zu viele Tabus im Wege. Das zeigt sich zum Beispiel deutlich an der nur zögernd aufgenommenen Diskussion über die sexuelle Belästigung von Frauen an den Universitäten. Nur wenn die heimliche Übereinkunft von Männern und Frauen in der Verleugnung des Geschlechtsunterschieds aufgebrochen wird, kommen wir zu einer neuen Verständigung, zum Abbau von Klischees und Rollenvorschriften. Um Veränderungsprozesse zu unterstützen, wäre es ein wichtiger Beitrag, wenn auch Berater und Beraterinnen die unterschiedlichen Erfahrungen von Männern und Frauen an den Hochschulen immer wieder thematisierten.

LITERATURHINWEISE

- BOCK, Ulla, BRASZEIT, Anne, SCHMERL, Christiane, Frauen im Wissenschaftsbetrieb. Dokumentation und Untersuchung der Lern- und Arbeitsbedingungen von Studentinnen und Dozentinnen an deutschen Hochschulen, Weinheim 1983.
- Dies. (Hg.), Frauen an den Universitäten. Zur Situation von Studentinnen und Hochschullehrerinnen in der männlichen Wissenschaftshierarchie, Frankfurt/M. 1983.
- GOTTSCHALL, Karin, Zur ambivalenten Lebens- und Studiensituation von Studentinnen, in: BOCK, BRASZEIT, SCHMERL (Hg.) 1983.

HIS-Kurzinformationen A 4/85 und A 5/85.

Materialien aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (MATAB) 8, 1982.

SCHMERL, Christiane, BRASZEIT, Anne, BOCK, Ulla, Von der Lust zu studieren und was daraus wird, in: BOCK, BRASZEIT, SCHMERL (Hg.) 1983.

SCHAEFER, Hildegard, Übergang von Schule zur Hochschule: Entscheidungsprozeß, Erwartungen an Hochschule und Studium, HIS, A 1, 1984.

SCHUCH, Angela, HOFMANN, Ulrike, Frauen strengen sich an, Männer sind begabt?, in: METZ-GÖCKEL, Sigrid (Hg.), Frauenstudium, Hamburg 1979.

STIEGLER, Barbara, Frauen in untypischen Berufen und Positionen, in: MOHR, Gisela, RUMMEL, Marita, RÜCKERT Dorothee (Hg.) 1982.

II. LEBENSBEDINGUNGEN VON FRAUEN AN DER HOCHSCHULE

Heidemarie Krüger

Frauen im Studium: Die Frustrierten? – Ein Blick durch die Literatur unter dem Gesichtspunkt der Problemfelder von studierenden Frauen

Der Presse- und Informationsdienst der Bundesregierung gab im Juli 1982 die Schlagzeile heraus: »Im Winter 1,12 Mio. Studenten – Frauen holen rasch auf.« Zwei Jahre später konnte die Hochschulinformations GmbH (HIS) in Hannover bei einer Befragung feststellen, daß der Anteil der studierwilligen Abiturientinnen zurückgegangen sei. Was ist in der Zwischenzeit geschehen?

Sicherlich können wir davon ausgehen, daß die Frauen vom Arbeitsmarkt enttäuscht sind. Ihnen sind Chancen versagt, die den Akademikern noch vor Jahrzehnten als relativ sicher galten. Doch der Arbeitsmarkt ist nur eine Seite der Medaille »Studium«, die andere Seite ist die Hochschule selbst. Auffällig ist nur, daß die Abiturientinnen schon entmutigt sind, *bevor* sie ihr Studium begonnen haben.

Wüßten die studierwilligen Abiturientinnen um die Situation in der Hochschule, um Verhältnisse im Studium ganz allgemein und um die Probleme und Schwierigkeiten, die viele Frauen im Studium heute noch und schon vor Jahrzehnten zu Protokoll geben und gaben, dann wäre vielleicht die Studierquote noch geringer. Oder hat sich das Selbstbewußtsein studierender Frauen mittlerweile – mit Unterstützung der Frauenbewegung und mit der gesellschaftlich schwelenden Diskussion um die Stellung der Frau und ihre Gleichstellung – soweit stabilisiert, daß die Probleme und Studienschwierigkeiten abgenommen haben?

Diese Frage scheint rhetorisch und fast provokativ, wirft man einen auch nur flüchtigen Blick auf die graue Literatur, in die Erfahrungsberichte und Situationsbeschreibungen von studierenden Frauen, hört man auf dem VDS-Kongreß über Frauen (1985) von den frustrierenden Erlebnissen der Frauen in den unterschiedlichen Studiengängen. So emphatisch die Frauen ihr Studium beginnen, so schnell scheint die Motivationskurve abzufallen, wenn sie sich im Studium mit Regeln, Normen, Anforderungen, Verhaltensweisen etc. aus-

einandersetzen müssen. Frauen sind nicht weniger geeignet für ein Hochschulstudium, schlußfolgerte ein Sozialforscher aufgrund seiner empirischen Ergebnisse Ende der 60er Jahre, sie seien nur weniger vorbereitet auf die männlich geprägte Hochschule, sagte er (Peisert 1967).

Doch die Informationslage über die Problemfelder studierender Frauen ist desolat. Es gibt bislang m. W. keine Studie, die sich ausschließlich den studierenden Frauen widmet und die dabei das Spektrum der Problemfelder in der Hochschule und um die Hochschule herum, in den Studiengängen und im Privatleben je für sich, aber auch in den Wirkungen dieser einzelnen Problemlagen aufeinander abdeckt. Es fehlen empirische Studien über die Situation von Frauen im Studium, die sowohl die Verhältnisse in verschiedenen Studiengängen vergleichen lassen als auch überhaupt auf der Basis einer großen Stichprobe valide beschreiben und analysieren.

Angesichts dieser desolaten Situation gesicherter empirischer Ergebnisse ist es schwierig, einen Überblick über die Problemlagen von Frauen im Studium zu erhalten. Ziel dieses Aufsatzes ist es, aus der Fülle der grauen Materialien von Frauen über die Lage von Frauen die auffälligsten und stets wiederholten Problemfelder abzustecken. Es soll und kann also auch hier nicht darum gehen, jedes einzelne Problem zu benennen; dieser Anspruch wäre gar nicht zu realisieren. Es geht auch nicht darum, die Überzahl kleiner und kleinster Forschungsprojekte zu referieren, die unter erschwerten personellen und finanziellen Bedingungen durchgeführt werden. Anhand einer Auswahl grauer Materialien seit den 60er Jahren werde ich die Problemfelder aus der Sicht der betroffenen Frauen zu systematisieren versuchen und Forschungsergebnisse nur dann referieren, wenn sie zur Illustration der Situation in der Hochschule dienen. Im wesentlichen greife ich auf Berichte, Aufsätze in Büchern, Zeitschriften und hochschulischen Materialien (Fachschaftshefte, Broschüren der studentischen Organisationen etc.) zurück, die ich dann allerdings nicht unbedingt im einzelnen benenne. Diese Materialien sind deshalb so wichtig, weil sie eine entscheidende Grundlage für die Entwicklung von Fragestellungen sind, die in Zukunft einer eingehenden Untersuchung bedürfen.

Problemphasen im Studium?

Die Problemfelder studierender Frauen ließen sich aus verschiedenen Perspektiven betrachten und systematisieren. So wäre es z. B. möglich und aus individueller Perspektive vielleicht ganz sinnvoll, Problemphasen inhaltlich zu bestimmen. Diese Perspektive aber läßt sich anhand der vorliegenden Literatur nur schwerlich anlegen, da dieses Thema an sich nur sehr breit oder sehr konkret abgehandelt wird. Zudem wäre eine solche Perspektive eventuell zu speziell und ließe kaum Generalisierungen zu. Auch sind *Problemphasen* nur

insofern zum Thema geworden, als gesagt wird, daß Frauen im Studium tendenziell an Selbstbewußtsein im Laufe ihres Studiums (Bauer 1979) verlieren. Es handelt sich hierbei also weniger um eine Phase als um einen Verlauf. Zum Thema ist aber dennoch besonders *eine* Phase geworden: Die *Studieneingangsphase*. In dieser Phase, so scheint es, addieren sich eine Vielzahl von Einzelproblemen aus verschiedenen Problemfeldern und potenzieren damit den Problemdruck. Hochschule und Studium stellen eine erste Begegnung mit derjenigen Öffentlichkeit dar, auf die sie auch vorbereiten, den Beruf und das Arbeitsleben. Auf die Öffentlichkeit sind Frauen in der Regel jedoch nicht vorbereitet. Die Privatheit, die Vertrautheit und die Nähe zu Personen und Sachen erfährt in der Studieneingangsphase eine Abwertung. Der Wunsch, die eigenen Fähigkeiten und Interessen einzubringen wird enttäuscht, die Frustration ist programmiert.

Ob und welche Probleme im Laufe des Studiums wieder erfahren werden, ob ein Angleichungs- oder Anpassungsprozeß der Frauen stattgefunden hat, ob es spezielle Phasen im Studium mit ganz speziellen Problemen gibt, ist der Literatur noch nicht zu entnehmen. Eine Hypothese wird formuliert: Frühe Enttäuschung erschwert die Restabilisierung.

Angesichts dieser fehlenden Information über Phasen sollten wir vorerst davon ausgehen, daß Frauen von den hier zu systematisierenden Problemfeldern im Laufe ihres Studiums betroffen werden können. Dies zumindest legen die Aussagen vieler Frauen nahe.

Eine chronologische Perspektive bietet sich also nicht für die Systematisierung an. Dennoch möchte ich in gewisser Weise dem Verlaufsprinzip folgen und mit der Motivation und den biografischen Voraussetzungen der Frauen beginnen.

Doch zuvor soll der Verständlichkeit und der besseren Einordnung der hier referierten Angaben halber angemerkt werden, daß das Thema der Probleme studierender Frauen als Denkansatz fast nur bei Frauen vorhanden ist. So ist es auch nicht verwunderlich, daß die Erfahrungsberichte, Analysen und Situationsbeschreibungen zu fast 100% Frauen als Autorinnen haben. Soweit empirische Ergebnisse vorliegen, seien sie als zentrales Thema erhoben oder nur als Nebenprodukt eines puren geschlechtsspezifischen Vergleiches von Daten zu identifizieren, dann sind sie auffälligerweise in der Mehrheit von Männern publiziert. Doch lassen wir diesen Aspekt hier unproblematisiert, zumal ein gezielter Blick durch diese Publikationen zeigen kann, daß selbst bei unterschiedlicher Herangehensweise und Betroffenheit tendenziell »gleiche« Ergebnisse und Schlüsse gezogen werden bzw. werden können. Die Beschreibungen und Analysen von Frauen und ihre Schlußfolgerungen sind im Vergleich allerdings wesentlich drastischer und offensiver als die der männlichen Autoren. Beispiele sollen dies im folgenden zeigen. Dafür werden *Problemfelder* abgesteckt.

Problemfeld: Motivation

Die Frage der Studienmotivation von Frauen ist eine alte Frage, die im Kontext des Bildungsbooms der 60er Jahre aufgeworfen wurde. Das Bild des »katholischen Mädchens vom Lande« ist dabei Ausdruck des Extrems an Benachteiligung von Frauen im Bildungswesen gewesen. Diese Frage läßt sich unter zwei Aspekten besprechen. Einmal im Hinblick auf die Erschwernisse, die die *soziale Herkunft* mit ihren Bildungsvorstellungen für Frauen mit sich bringt (Vgl. Hervé 1973). Dies wäre der nahezu klassisch zu nennende Aspekt. Zum anderen im Hinblick auf die *Erwartungen, Vorstellungen, Hoffnungen und Wünsche*, die die Frauen selbst in das Studium einbringen. Dieser zweite Aspekt scheint mir auch auf Grund der Literaturlage für die Frauen mindestens genauso, wenn nicht wichtiger zu sein.

Zum *ersten Aspekt*: Bock/Braszeit/Schmerl (1983) konnten in ihrer Befragung von einzelnen Frauen verschiedener Studiengänge in NRW feststellen, daß ein großer Teil dieser Frauen bei der Studienfachwahl Widerstände und Vorbehalte bei den Eltern und bei nahestehenden Personen erfahren hatte. Während dabei die Mutter, unabhängig davon, ob sie Hausfrau oder berufstätig war, keine Rolle spielte, tat es der Vater. Die Mehrzahl dieser Frauen hatte sich z. T. »sehr bewußt und eigenständig einen Weg zum Studium gemacht«. Und nur bei einem Viertel dieser kleinen Gruppe von Frauen waren die Bedingungen im Elternhaus und in der Schule günstig für ein Studium. Unter diesem Aspekt stehen sich mittlerweile unterschiedliche, ja gegenläufige Ergebnisse gegenüber. Eine der HIS-Befragungen (1984) von Studienanfängern kam zu dem Ergebnis, daß »Bildungs- und soziale Herkunft kaum Einfluß auf den Grad der Verwirklichung von Studienwünschen« hatten. In diesen beiden Ergebnissen kommt ganz deutlich ein methodisches Problem zum Ausdruck. Stichprobengröße, Erhebungsverfahren und Unmittelbarkeit bei der Befragung tragen insbesondere dazu bei, ob bestimmte Probleme von Frauen genannt werden, weil sie vielleicht nicht selbst als Problem definiert wurden.

Von der Sache her bleibt aber notwendig festzuhalten, daß die Frage der Studienmotivation von jeher von der sozialen Umwelt mit Vorurteilen belegt ist, die der Weiblichkeitsideologie entspringen. Die Geschichte ist bis heute noch von der Unterstellung durchzogen, daß Frauen in der Hochschule einen neuen Heiratsmarkt erkoren haben und keine ernsthaften Berufsabsichten mit dem Studium verbinden (vgl. auch Anger 1960).

Der *zweite Aspekt* zur Motivation läßt sich als der wesentlich diffusere bezeichnen. Insofern ist es auch nicht verwunderlich, daß er kaum oder fast gar nicht von den »offiziellen« Publikationen behandelt wird, sondern eher in der grauen Literatur nachzulesen ist. Dieser Teil des Problemfeldes hat seine

Ursache in der Enttäuschung, ja in der Frustration über die Diskrepanz von Anspruch und Wirklichkeit; darin, daß die »Welt« der Hochschule, des Faches und seiner Inhalte, der Beanspruchung, der Anforderungen unter verschiedensten Aspekten und auch der Herangehensweise an ein Fach nicht in der Vorstellungswelt der Frauen vorhanden war und deshalb »falsch« eingeschätzt wurde. Solche Erwartungen o.ä., die mit Emphase in das Studium gebracht wurden, beziehen sich auf:

- persönliche Unabhängigkeit,
- persönliche Weiterentwicklung/Entfaltung,
- die Inhalte und Erkenntnisziele des Faches,
- eine befriedigende, »sinnvolle« Berufsausbildung,
- das Verhältnis von Studium und Privatleben (soziale Aspekte),
- den Studienbetrieb (»etwas gemeinsam machen«) etc. etc.

Viele Ideen der 68er Zeit kommen hier noch zum Vorschein. Die Erfahrungen im Studium laufen dann jedoch auf die Erkenntnis hinaus, daß die eigenen Ziele/Interessen – soweit vorhanden – nicht erreicht werden können, – die Verknüpfung der Interessen mit dem fachlichen Angebot nicht leistbar ist, – das Aktivitätspotential unterdrückt wird, – sie zu Anpassungsleistungen gezwungen sind, – daß die neue »Welt« selbst den vorher nicht explizierten Vorstellungen zuwiderläuft etc. Entfremdung und selbst Verlust der vorher vorhandenen Interessen können die Folge sein.

Ich möchte an dieser Stelle das Problemfeld verlassen, weil es als Kernproblem m.E. in fast allen anderen Problemfeldern wieder auftaucht. Als das Besondere der Motivation scheint mit jedoch wichtig festzuhalten, daß, so unterschiedlich und diffus die Motivationen zum Studium im allgemeinen und zum Fach im besonderen auch sein mögen, sie verantwortlich ist für die Wahrnehmung und Beurteilung, ja für die Sensibilität bestimmter Problemfelder im Studium. In diesem Sinne sollten auch die übrigen Problemfelder bedacht werden.

Problemfeld: Institution Hochschule

Unter Institution möchte ich hier all das fassen, was die Organisation des Studienbetriebes angeht: Die Verwaltung, der Massenbetrieb, die Räume und Gebäude, die Formen der »traditionellen« Wissenschaftsaneignung, die Vorlesungen etc.

Diese »äußeren, organisatorischen Dinge« zwingen den Frauen nach vielen Angaben in der grauen Literatur ungewohnt die Übernahme von Orientierungen, Umgangs- und Verhaltensformen und Prinzipien auf.

Kassner/Lorenz beschreiben (1977) ausführlich die *Leiden* der Studentinnen einer ausgewählten Hochschule. Von dem hektischen Betrieb der Mensa ist die Rede, vom Massenbetrieb, der zur Isolation führt und dem Hochhaus,

einer (betrachtet man sie unter sozialen Gesichtspunkten) architektonischen Fehlleistung, von Orientierungslosigkeit in den Gebäuden. Adolphs (1981, 46) führt die Liste der »äußeren, organisatorischen Dinge, die zwar das Leben schwerer machen können, die letztlich aber doch erträglich zu sein scheinen«, mit den Gegebenheiten eines Lifts in den Hochhäusern und den Verhältnissen in der Bibliothek fort. Die Autorin ist allerdings der Auffassung, daß es sich hierbei um die »kleinen Leiden an der Universität« handelt, die einer Beachtung nicht Wert sind. Isolation, Emotionalität und Diskriminierungen sind für sie die beachtenswerten »großen Leiden«. Ihre Auffassung wird jedoch von einer Reihe von Autorinnen, die sich mit den Diskriminierungen, Benachteiligungen und Schwierigkeiten von Frauen im Studium beschäftigen, insofern *nicht* geteilt, als sie die institutionellen »kleinen Leiden« nicht verdrängen, sondern sie zum Ausgangspunkt der genannten Alternativstrategie machen. Soden/Zipfel (1979) z. B. sprechen von den Vorlesungen als konkretem Leidensgrund. Vorlesungen stellen für sie eine Lehrform dar, die alle kommunikativen Fäden abreißen lassen und »emotionale Barrieren« aufbauen.

Auch obligatorische Kontakte mit den Sekretariaten und Ämtern, dem Einhalten von Klausur- und Prüfungsterminen sowie die Suche nach Räumen: in all diesen organisatorischen Begebenheiten und Vorgaben spiegelt sich nach Kassner/Lorenz (1977, 140) die »autoritär patriarchale Männergesellschaft wider«, die nicht nach den Interessen der Frauen fragt, diese unterdrückt und dadurch das Studium von Frauen mit »Trauer« belastet, eine Trauer, die sich mit blockierten Chancen für Frauen interpretieren läßt. Die beiden Autorinnen sprechen von psychischer Verarmung in der öffentlichen Institution und fragen provokativ, »ob und inwieweit Frauen sich unter solchen Umständen einer Institution ausliefern sollen, die in zunehmendem Maße seelisch verarmte Krüppel, Lernmaschinen aus ihnen macht« (S. 143).

Diese Leiden an der Institution nehmen wie gesagt in der grauen Literatur einen großen Raum ein. Meines Erachtens entspricht die Quantität der Behandlung jedoch nicht unbedingt der Relevanz (Qualität) dieses Problems im Studium von Frauen. Sie sind möglicherweise nur die symbolischen Instanzen der Öffentlichkeit, auf die die Frauen unzureichend vorbereitet scheinen. Dieser Aspekt bedarf einer weitergehenden theoretischen Klärung.

Problemfeld: Prüfung

Auch dieses Problemfeld bedarf einer relativ vorsichtigen und sorgfältigen Betrachtungsweise. Einheitliche, in die gleiche Richtung weisende Aussagen lassen sich nicht finden. Unter Prüfungen müssen dabei alle Formen der zu erbringenden Leistungen im Studium verstanden werden (Hausarbeiten, Aufgabenlösungen, Referate, Klausuren etc.). Prüfungen sollten in jedem Fall als von

der fachlichen »Prüfungskultur« abhängig betrachtet werden, und selbst dabei legt die Literatur nahe, noch auf die Bedingungen der Prüfungen zu achten. Prüfungsprobleme entstehen im Hinblick

- auf fachliche Anforderungen,
- auf die zeitliche Beanspruchung der Vorbereitung,
- auf die Kontinuität oder Diskontinuität einzelner Prüfungen im Semester bzw. im ganzen Studium,
- auf die Prüfer/innen,
- auf die fachbezogenen Voraussetzungen (Frauen und Technik z. B.).

Letzteres trifft häufig auf die für Frauen angeblich atypischen Fächer zu. Fachliche Kompetenz wird Frauen von anderen und dann in der Folge z. T. auch von sich selbst abgesprochen, so daß eine Prüfungsunsicherheit entsteht. Prüfungs- und Leistungsdruck wird vielfach in anderen Fächern auch mit der Vereinzelung in Verbindung gebracht. Isoliertes Prüfungslernen wird als besonderes Erschwernis für Frauen begriffen. Eine andere Ursache von Prüfungsproblemen ist, daß Frauen im Vergleich zu ihren Studienkollegen weniger mit sozialer Absicherung und erwartetem Erfolg in die Prüfung gehen. Sie wissen, befürchten oder ahnen, daß sie nicht ohne weiteres von männlichen Prüfern unterstützt werden. Über einen direkten Bezug zwischen Prüfungsängsten und tatsächlichem Leistungsniveau gibt die Literatur m. W. keine gesicherten Aussagen.

Problemfeld: Soziale Anerkennung

Neben der Diskrepanz von Erwartungen und Studienwirklichkeit ist die soziale Anerkennung eines der meist diskutierten Probleme von Frauen im Studium. Dieses Problemfeld ist nicht nur diffus, es ist auch noch und *nur subtil* erfahrbar. Weil es aber so normal und alltäglich-praktisch ist, bedarf es einer besonderen Sensibilität, es als solches wahrzunehmen. Insofern sind auch die Autorinnen äußerst sensible Frauen, die auf Dinge hinweisen, die sie als Indikatoren mangelhafter sozialer Anerkennung identifiziert haben.

Das Problem der sozialen Anerkennung ist 1. ein Problem der *sozialen Umwelt*, der Hochschullehrer und der Studienkollegen, es ist 2. das Problem des *alltäglichen Studienbetriebes*, der Lehr- und Lernformen. Beides aber ist nicht voneinander zu trennen. Auf jeden Fall ist es ein Problemfeld, das für jedes *Fach* neu zu spezifizieren ist und das weder inhaltlich, zeitlich, räumlich noch sonst welche Grenzen hat. Dazu Einzelheiten.

Eine »unheilvolle Rolle« spielen dabei die *Hochschullehrer*. Als Vertreter der Wissenschaft sind sie als Gradmesser der Akzeptanz des Frauenstudiums zu begreifen. Fehlende Akzeptanz verkörpert sich als Unterstellung, daß Frauen nicht belastbar, aber fleißig sind, für bestimmte Fächer nicht geeignet und in bestimmten Berufen nicht gefragt sind; sie verkörpert sich in der Ignoranz ihrer Personen oder ihrer Redebeiträge in Veranstaltungen bis hin zur Ablehnung von Frauenthemen in Prüfungen und im Lehrangebot überhaupt. Die

Verbalisierung von Ablehnung und Ignoranz umfaßt dann auch noch biographische, biologische Konstitutionsmerkmale sowie Aspekte der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der Zukunft der Frauen oder auch die schwierigere Berufssituation von Frauen.

Verhaltensweisen, Einstellungen und Äußerungen von *Studienkollegen* gleichen in der Tendenz denen der Hochschullehrer. Arroganz in persönlicher und fachlicher Hinsicht markieren das Bild des Studienalltags. Im Mittelpunkt der Beschreibungen und Analysen von Frauen in diesem Zusammenhang steht, daß Männer selbstbewußter sind und sich für fachlich kompetenter halten. Auch die sprachliche Dominanz der männlichen Studienkollegen in Veranstaltungen lähmt, ja blockiert Frauen, sich fachlich zu engagieren und Redebeiträge einzubringen.

Sicherlich sind diese Verhaltensweisen von Hochschullehrern und Studienkollegen im Lichte des Faches, seinen Berufsideologien und seinem jeweiligen Habitus zu sehen und zu relativieren. So sind gerade Frauen in naturwissenschaftlich-technischen Fächern hiervon in hohem Maße betroffen.

All diese Studienerfahrungen und Situationsbeschreibungen zum Verhalten der Dozenten und Studenten belegen die Langlebigkeit der sozialen Vorurteile, wenn es um die Nutzung der Bildungschancen für und von Frauen geht. Der Aufbruch der Frauen in die Wissenschaft zu Beginn dieses Jahrhunderts in Deutschland hat trotz formal gleicher und auch genutzter Zugangschancen für und von Frauen nicht an der Stabilität der Weiblichkeitsideologie rütteln können. Diese z. T. täglichen Vorurteile und Vorbehalte, wie sie breit geschildert werden, legen davon Zeugnis ab. Diese Dokumentationen lassen aber auch vermuten, daß es sich hierbei um Probleme handelt, die fast allen Frauen begegnen, die aber nicht unbedingt von allen Frauen auch als solche erkannt werden.

Diese Vorbehalte können, wie Hervé (1973, 72) passend formuliert, zu »subjektiven Unterdrückungsmechanismen« werden, durch die »Mädchen verunsichert werden, kaum Vertrauen zu sich haben und ein schlechtes Gewissen bekommen, ... Auf diese Weise werden sie auch effektiv benachteiligt«.

Problemfeld: Fach

Dieses Problemfeld möchte ich kurz ansprechen, nicht nur, weil es in der Literatur noch weithin unterbelichtet ist, sondern weil es m. E. mit zu den Leiden am Studium zu zählen ist. Während die *Motivation* bei der Studienfachwahl eine *Voraussetzung ante* ist, sind fachliches Angebot, die Herangehensweise, die Fragestellungen und die Grundlagen eine *Voraussetzung* von Problemen *in actu*. Da die Literatur noch recht bescheiden ist, sieht man wieder von den technischen Fächern ab, greife ich einen Aspekt heraus, der auch fächerübergreifend zu verstehen ist: frauenspezifische Angebote, Fragestellungen

bzw. die Berücksichtigung solcher Interessen, die Frauen mehr oder weniger gezielt, individuell oder kollektiv an das Fach bzw. an die Dozenten herantragen. Diese Interessen lassen sich zweiteilen: in *fachbezogene* und solche, die gleichwohl fachunspezifisch, aber aus der Sicht des Faches auch fachlich spezifiziert werden können: der *soziale weibliche Lebenszusammenhang*. Ein Sozialforscher (Peisert 1979) hat einmal betont, welche Bedeutung die Didaktik für das Studium von Frauen hat. Die Didaktik, so stellte er fest, vermittele den Stoff losgelöst von den gesellschaftlichen Aufgaben der Frauen außerhalb der Hochschule und unabhängig von ihren sozialisatorischen Erfahrungen. Der Soziologe Simmel hat einmal *soziale Ungleichheit* schon am Ausschluß von bestimmten Dingen festgemacht. Er bezog das auf die Geselligkeit. Aber es läßt sich auf den Ausschluß von fraueninteressierenden Themen übertragen, und es läßt sich in dieser sozialen Ungleichheit eine Art von Benachteiligung festmachen. Es ist eine *fachliche Benachteiligung*. Helge Pross (1969) prägte den Begriff des »*sachlichen Selbstverständnisses*«. Eine fachliche Benachteiligung könnte also, denkt man dieses Problemfeld weiter, eine Ursache dafür sein, daß ein solches sachliches Selbstverständnis von Frauen nur schwerlich im Studium entwickelt werden kann.

Ganz studienpraktisch heißt es bei den Frauen dann, sie haben das »falsche Fach gewählt«, oder das Fach, seine Inhalte und seine Betrachtungsweise habe »Scheuklappen«, das Fach sei unkritisch, die Verwendungsmöglichkeiten seien unklar (Sinnproblematik / Praxisbezug) etc. etc. Vielfach werden dann von den Frauen Alternativen in inhaltlicher, didaktischer oder politischer Hinsicht gesucht. Frauenseminare und Arbeit in der studentischen Selbstverwaltung werden hierzu genannt.

Nicht unerheblich auch hängt das Problemfeld: Fach zusammen mit dem

Problemfeld: Arbeitsmarkt, Beruf

Auch zu diesem Problemfeld finden sich erst neuerdings und auch nur vereinzelt Hinweise. Präzise Aussagen und Einschätzungen meinerseits sind deshalb auch nicht möglich. Hier liegt m. E. nicht nur ein fachspezifisches, sondern auch ein kohortenspezifisches Problemfeld vor. Das soll heißen, der Arbeitsmarkt eines Faches weist u. a. konjunkturelle und strukturell bedingte Ausprägungen auf, die sich in den Studentengenerationen niederschlagen. Für Frauen zeichneten sich darüber hinaus zwei Aspekte ab, die ich hier nur kurz benennen weil, weil sie z. T. auch widersprüchlich sind.

Einerseits läßt sich aus den sprachlichen Hinweisen in der Literatur festhalten, daß Frauen die Arbeitsmarktlage frühzeitig (je für sich) problematisieren, ja daß sie auch das Verhältnis von Berufs- und Privatleben schon zur Zeit des Studiums antizipieren – z. T. auch weil es ihnen von ihren Studienkollegen und der Umwelt nahegelegt wird. Doch welche Konsequenzen dies für das fachliche Studium und die berufliche Zukunftsplanung hat, darüber ist m. W. nichts bekannt. Hier bedarf es spezieller Untersuchungen. Wichtig scheint

mir aber anzumerken, daß eine eindeutige Konsequenz schon deshalb nicht erwartbar scheint, weil, und das zeigt die Literatur andeutungsweise, Frauen weder im Studium Orientierungspunkte finden (Mangel an Hochschullehrerinnen als Vorbilder) noch Kriterien für bestimmte Reaktionsformen und Planungen haben, die sich auf eine Berufswelt beziehen, die für sie weitgehend noch eine black box ist.

Andererseits gibt es schwache Hinweise darauf, daß Frauen in bestimmten Fächern ihre Anstrengungen erhöhen und fachliche oder berufliche Probleme als Herausforderungen begreifen. Solche Frauen machen dann ihren Weg »ohne äußere Unterstützung« durch das Studium.

Problemfeld: »Privatleben« und Reproduktionsansprüche

Kann man im Studium eigentlich von einem »Privatleben« sprechen? Ging das humanistische Bildungsideal – will man es noch einmal hervorzerren – nicht im weitesten Sinne von einer Einheit der studentischen Lebenswelt aus? Und wenn von »Reproduktionsansprüchen« die Rede ist, hat sie nicht auch ein jeder Student (männlich) zu erfüllen? Im Prinzip ja. Doch in diesem Punkt sind sich die Autorinnen so einig wie in fast keinem anderen Punkt. Die sozialisatorisch vermittelte Verantwortlichkeit für die Reproduktionssphäre – sei es die eigene, die der Kinder oder des Partners – ist auch im Studium noch so hoch zu veranschlagen, daß sie im Vergleich der Geschlechter ein für das fachliche Studium bedeutsames Problemfeld zu sein scheint. Von Hausarbeit, von Kinderbetreuung und vom Alltagskonsum ist die Rede. Ihr Zeitbedarf lenkt vom Studium ab, aber es belastet auch die sozialen Beziehungen. In diesem Zusammenhang werden dann auch ganz deutlich und konkret *sozialpolitische Forderungen* gestellt, die zeitliche Beanspruchung durch die Kinderbetreuung reduzieren sollen. Nicht zu unterschätzen sind die Folgen dieser Ansprüche auch hinsichtlich der Studien- und Berufspläne. Insbesondere die Situation von Frauen in »festen« Partnerschaften mit oder ohne Kinder wird hierzu thematisiert. Diese Gruppe von Frauen verzichtet oder verschiebt die Prüfungen oder das Abschlußexamen zugunsten der beruflichen Situation des Partners.

Die Einheit der hochschulischen und außerschulischen Sphären muß also erst hergestellt werden. Eine solche Einheit streben, so läßt sich aus der Vielzahl der Detailbeschreibungen und Problemlagen und aus dem Stellenwert sozialer Beziehungen schließen, Frauen im Studium an. Eine gewisse Ausnahme stellen hier wieder die Frauen in *technischen* Studiengängen dar. Ihre Situation ist in mancher Hinsicht unter den Problemfeldern so unvergleichbar und in anderen Hinsichten im Extrem doch wieder so typisch für die Lage der studierenden Frauen. Gerade diese Frauen haben es wesentlich schwerer als Frauen in anderen Studiengängen, entweder über die Studieninhalte (z. B. als Hobby) oder über die Studienkollegen (männlich und mehrheitlich) eine Einheit von hochschulischer und außerschulischer Sphäre herzustellen.

Die Folgen

Neben den Problemfeldern nehmen die Folgen, vor allem auch die *psychischen Probleme* von Frauen im Studium einen relativ großen Raum ein. Die psychischen Probleme aber als ein eigenständiges Problemfeld zu begreifen, wäre eine Fehlinterpretation. Sie sind ein Konglomerat der Folgen aus allen Problemfeldern, von denen wir nicht wissen, warum sie im Studium Frauen »treffen«. Die Grenzen der Problemfelder verwischen sich, und von ihnen ist sicherlich nicht nur je ein einzelnes für psychische Probleme verantwortlich. Die Formen der psychischen Probleme, die Art und Weise wie sie von Frauen beschrieben werden, sollen und können hier nicht aufgearbeitet werden. Hier wissen Studienberater besser Bescheid. Wichtig erscheint mir nur eines, und ich möchte es erwähnen, weil es gerade für Frauen charakteristisch ist und ein Teil der Formen psychischer Probleme erklären könnte. Es hängt auch mit der sozialen Anerkennung zusammen. *Fehlendes Vertrauen und dauernde Entmutigung führen zu mangelndem Selbstvertrauen.* Das ist die *Generalaussage der Literatur*. Hinzu kommt, daß Frauen gerade auch in bezug auf Anforderungen und Leistungserwartungen ein Produkt ihrer Sozialisation, nämlich die gesellschaftlich anerkannte Schwäche der Frauen für sich selbst reklamieren und dann offen nach außen eingestehen. So kann es verstanden werden, daß Probleme *weniger als fachliche* denn *vielmehr als persönliche* in Erscheinung treten. Dieser Hinweis in einen Colloquium (Krüger 1984, 11) sollte als ein Anstoß verstanden werden, von der Individualstrategie der Frauen bei der Problemerkennung Abstand zu nehmen.

Fazit

Ich möchte im Fazit noch einmal auf die Ausgangslage in der Literatur zurückkommen. Der Lage der Frauen an deutschen Hochschulen ist in der Literatur erst in den letzten Jahren wieder verstärkt Aufmerksamkeit geschenkt worden. Studentinnen, Wissenschaftlerinnen und Hochschullehrerinnen werden zunehmend Gegenstand von Analysen, Berichten und Situationsbeschreibungen. Sie geben autobiographisch Auskunft oder sie berichten essayistisch über Gegebenheiten an einzelnen Hochschulen. Die Ergebnisse und Schilderungen ähneln sich. Sie alle deuten auf ähnliche und gleiche Probleme innerhalb der Hochschule hin.

Das Generalproblem dieser Literatur ist in erster Linie ihre Unvergleichbarkeit in den Details und damit auch ihrer Aussagekraft über die Population der Studentinnen an bundesdeutschen Hochschulen. Viele »Ergebnisse«, Schilderungen und Hinweise lassen sich schwerlich hinsichtlich ihrer hochschulischen Rahmenbedingungen und in deren Tragweite hinsichtlich der weiblichen Studentenschaft einschätzen. Das gilt sowohl für die innerhochschulischen Bedingungen, denen sich das Gros der Analysen etc. widmet. Das

gilt aber ganz besonders für Bedingungen der Struktur des Hochschulwesens. Mit den deutlichen Hinweisen auf die Abhängigkeit der Tragweite einzelner Problemfelder vom Fach sind erste Schritte getan. Ein weites, unbeackertes Feld tut sich jedoch noch hinsichtlich z. B. der programmatischen Unterschiede innerhalb und zwischen Fächern (Lehr- und Lernformen, Inhalte etc.) sowie zwischen Hochschultypen einerseits und den aufgezeigten Problemfeldern im hochschulischen Innenleben andererseits auf. So es, wie oben schon aufgezeigt, Erkenntnislücken in bezug auf Problemphasen im Verlauf des Studiums von Frauen gibt, so füllt sich die Kette mit Lücken im strukturellen Bereich auf. Angesichts dieser Ausgangslage ist es umso unverständlicher, warum es bislang noch keine größere Studie über studierende Frauen gibt.

TEXTGRUNDLAGE

- a) eine Auswahl grauer Literatur aus der Zeit seit Ende der 60er Jahre;
- b) hier zitierte Literatur:
 - Adolphs, L., Die Beteiligung der Frau an der Wissenschaft, Duisburg 1981.
 - Anger, H., Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Dozenten, Tübingen 1960.
 - Bauer, B., Zum »differentiellen Effekt« des Lehrerstudiums. Einige empirische Ergebnisse zur weiblichen Sozialisation an der Hochschule, in: Metz-Göckel, S. (Hg.), Frauenstudium, Blickpunkt Hochschuldidaktik 54, Hamburg 1979, S. 24-35.
 - Bock, U., / Braszeit, A. / Schmerl, Ch., Frauen im Wissenschaftsbetrieb. Dokumentation und Untersuchung der Situation von Studentinnen und Dozentinnen unter besonderer Berücksichtigung der Hochschulen von Nordrhein-Westfalen, Weinheim/Basel 1983.
 - Hervé, F., Studentinnen in der BRD. Eine soziologische Untersuchung, Köln 1973.
 - Kassner, I. / Lorenz, S., Trauer muß Aspasia tragen. Die Geschichte der Vertreibung der Frau aus der Wissenschaft, München 1977.
 - Krüger, H., Probleme studierender Frauen. Ergebnisse eines Colloquiums, Arbeitspapiere des Wiss. Zentrums für Berufs- und Hochschulforschung Nr. 15, Kassel 1984.
 - Peisert, H., Soziale Lage und Bildungschancen in Deutschland, München 1967.
 - ders., Das Hochschulsystem in der BRD, Stuttgart 1979.
 - Soden, K. v. / Zipfel, G., 70 Jahre Frauenstudium. Frauen in der Wissenschaft, Köln 1979.

Hilge Landweer

Jenseits des Patriarchats? – Väter, Söhne, Brüder und Liebhaber in den Selbstmodellen von Frauenforscherinnen*

Schon immer hat den Menschen die Tatsache verblüfft, daß ein anderes Wesen, das sich in fast jeder Hinsicht mit seinem oder ihrem Selbstmodell deckt, ihm gleichzeitig so sehr ähneln und doch in einer Hinsicht – der Sexualität – so verschieden sein sollte. Die Bestürzung und der Ärger über die Anwesenheit des entgegengesetzten Geschlechts ist derjenigen nicht unähnlich, die man in Gegenwart eines Affen empfindet, der einfach kein »Recht« darauf hat, dem eigenen Selbstmodell gleichzeitig so sehr zu ähneln und doch so verschieden von ihm zu sein. [G. Devereux, Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, Frankfurt 1976, S. 209]

Von dieser anthropologischen Grundannahme Devereux' möchte ich ausgehen, um zu untersuchen, wie in der Frauenforschung mit der Bedrohung umgegangen wird, die die Geschlechterdifferenz für *beide* Geschlechter bedeutet. Es handelt sich hier um eine psychoanalytische Aussage – über die Bedrohung oder auch Nützlichkeit, die die Anwesenheit des einen Geschlechts *real* (d.h. historisch und sozial) für das andere Geschlecht ausmacht, ist damit selbstverständlich nichts gesagt.

Ich gehe also davon aus, daß auch – und vielleicht gerade – für Feministinnen die Anwesenheit des anderen Geschlechts eine nicht nur reale, sondern gerade auch psychische Bedrohung bedeutet.

In der Männerforschung wird der »Ärger« (Devereux) über das Andere-Ähnliche transportiert in den Geschlechterbildern, die diese Forschungen – oft nur implizit – entwerfen. Das gleiche gilt für die Frauenforschung, die nicht etwa »wahrere« Bilder des Geschlechterverhältnisses entwirft, wie wir oft gerne annehmen. Das war der Anspruch, mit dem wir Frauenforscherinnen angetreten sind: der Welt (und nicht zuletzt: der Männerwelt) zu zeigen, wie es sich denn »wirklich« mit den Geschlechtern verhält.

* Die Thesen von den für Frauenforschung wichtigen Familienbeziehungen habe ich 1985 entwickelt in Auseinandersetzung mit Lerke Gravenhorsts Beitrag zum Soziologentag 1984 über Männerbilder in der Frauenforschung. Ich habe sie zum ersten Mal vorgestellt bei der Tagung der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Juni 1985 in Bielefeld. Der hier vorliegende Text ist die wenig gekürzte Fassung eines Vortrags, den ich im Rahmen einer Ringvorlesung zum Thema »Krieg und Frieden«, veranstaltet von AStA-Friedensreferat und Autonomem Frauenreferat, im Januar 1986 an der Universität Münster gehalten habe.

Ich werde der psychischen Bedrohung durch die bloße Anwesenheit des anderen Geschlechts nachgehen anhand der soziologisch orientierten Frauenforschung.

Wenn ich von »Bildern« in der Wissenschaft spreche, so eher metaphorisch, da hier die Bilder im allgemeinen nicht so explizit ausphantasiert werden wie in literarischen Imaginationen. Vielmehr sind Geschlechterbilder in der Wissenschaft zu entschlüsseln aus bestimmten stereotypen Attribuierungen, aus Andeutungen oder exemplarisch eingestreuten Geschichten. Allerdings lassen sich auch aus der Nichtanwesenheit von Bildern bestimmte Schlüsse ziehen.

Ich behaupte, daß keine Forschung und keine Erkenntnis ohne bildliche Elemente auskommt, und daß das – oberflächliche – Ausblenden solcher subjektiven Momente negative Folgen für den Forschungsprozeß hat und gerade jenen kritischen Impetus von Frauenforschung zunichte macht, der den Universalitätsanspruch der traditionellen Wissenschaft ins Wanken bringt.

Wie alle Ideologiekritik kommt auch Frauenforschung nicht ohne den Rückgriff auf bereits bestehende Bilder aus – und das sind größtenteils patriarchale. Meine These ist, daß sich *alle* aus heutigen wissenschaftlichen Forschungen entschlüsselbaren Geschlechterbilder ihrerseits abbilden lassen auf Familienbeziehungen – und zwar aus dem Grund, weil Familie seit dem 18. Jahrhundert der Ort ist, wo moderne Individualitäten produziert werden. Dabei gehe ich davon aus, daß es keine allgemeinmenschliche Individualität gibt und auch keine geschlechtsunabhängigen Menschenbilder, sondern daß »Mensch« eine begriffliche Abstraktion von männlichen und weiblichen Körpern ist, die möglicherweise eine akzeptable Funktion hat in bestimmten politischen Kontexten, wo von dem historischen und immanenten Androzentrismus vorläufig abgesehen werden kann (z. B. Menschenrechte).

Bilder dagegen können gerade *nicht* vom Geschlecht abstrahieren, und das, was man Menschenbild nennt, ist meistens das Bild eines bestenfalls penislosen, aber deswegen nicht etwa geschlechtslosen Wesens mit männlichen Eigenschaften und Rechten.

Ich beschränke mich hier aus Gründen der Übersichtlichkeit zunächst auf Beziehungen zwischen Angehörigen beider Geschlechter und lasse gleichgeschlechtliche Familienbeziehungen (Mutter-Tochter, Vater-Sohn etc.) aus, denn das Bildmaterial für das Geschlechterverhältnis stellen *zunächst* die Heterobeziehungen in der Familie bereit. Davon unberührt bleibt die Tatsache, daß für die innerpsychische Realität die gleichgeschlechtlichen Beziehungen z. B. von Mädchen u. U. viel wichtiger sein können. Für das Geschlechterbild jedoch ist die *Existenz* des anderen Geschlechts notwendige Voraussetzung, weshalb jede geschlechtliche Identität und jedes Selbstmodell immer nur im Rückgriff auf mindestens familienähnliche gegengeschlechtliche Beziehungen ausformuliert werden kann. Zwar sind diese verschiedenen Bilder vom Verhältnis beider Geschlechter auch *beeinflusst* von gleichgeschlechtlichen Familienbeziehungen und vom Generationenverhältnis. Das ist z. B. ganz deutlich bei der klassischen ritualisierten Mann-Frau-Beziehung, die Elemente der Eltern-Kind-Beziehung aufweist (was neben der Frauenforschung auch Goffman erkannt und entsprechend illustriert hat).

Doch hier soll es nicht um Geschlechtsrollenstereotypen im allgemeinen gehen, sondern um das *Bild* der Geschlechter in Frauenforschung und ausgehend von der Familie zunächst um die vier dort möglichen gegengeschlechtlichen Beziehungstypen.

Diese Beziehungstypen sind:

1. die Vater-Tochter-Beziehung
2. die Mann-Frau-Beziehung
3. die Bruder-Schwester-Beziehung
4. die Mutter-Sohn-Beziehung.

Bei den Geschlechterbildern liegt der enge Zusammenhang von Selbstbild und Fremdbild auf der Hand: das Bild des anderen Geschlechts enthält oft genug die ausgeblendeten Seiten unseres eigenen Selbstbildes. Das ist der Grund, warum ich mir gerade Frauenforschung als Demonstrationsobjekt ausgesucht habe, also das, womit ich mich identifiziere, zumindest über weite Strecken. Denn es kann meiner und unserer Erkenntnis nur nützlich sein, sich mit den eigenen ausgeblendeten Seiten auseinanderzusetzen.

Selbstverständlich ist das Bild des anderen Geschlechts nicht nur Ergebnis unserer individuellen Psychodynamik, sondern es ist – wie die Psychodynamik überhaupt – auch das Produkt der Zuschreibungen, die uns entgegengebracht werden. Zusätzlich kompliziert wird dieser Prozeß dadurch, daß das Gegenüber nicht nur mich wahrnimmt und definiert, und daß ich bestimmte Seiten meiner selbst in das Gegenüber projiziere, sondern das Gegenüber bestimmt mich in meiner Konstitution des Geschlechterverhältnisses darüber hinaus durch seine eigene Selbstdefinition. Denn jene Selbstdefinition kann nicht ignoriert werden, sie muß implizit geduldet werden; in jedem Fall ist eine irgendwie geartete komplementäre Reaktion notwendig.

Diesen letzten Punkt möchte ich anhand der Komplementarität in den Selbstmodellen von Frauenforscherinnen verdeutlichen. Auch sie sind zwangsläufig mit der Selbstdefinition von Männern im Wissenschaftsbetrieb konfrontiert. Deren Selbstverständnis ist traditionell das eines strengen oder fürsorglichen Vaters, der um das Fortkommen seiner Zöglinge bemüht ist. Angesichts soviel väterlichen Wohlmeinens ist es für uns Frauenforscherinnen nicht eben leicht, uns nicht als Töchter zu verstehen – sei es als aufsässige, sei es als wohlgezogene Töchter.

Das erste Modell, das uns besonders von den feudal-hierarchischen Strukturen des Wissenschaftsbetriebs angeboten (oder besser: zugemutet) wird, ist also die Vater-Tochter-Beziehung.

In unserem Protest gegen männliche Wissenschaft ist durchaus Antiautoritäres enthalten – und d. h. auch: Protest gegen den Vater bzw. die Väter. Das geht in der Frauenforschung bis zum Kontaktabbruch: auf Männerforschung wird sich gar nicht oder bestenfalls abwehrend-abwertend bezogen. Natürlich gibt es gute Gründe dafür. Fragwürdig wird diese Praxis, die sich auch theoretisch legitimiert, allerdings dann, wenn sie zu Selbstzensur und Denkverboten führt, so wenn es etwa schon als Verrat an der feministischen Wissenschaft angesehen wird, wenn frau männliche Theoretiker zur Kenntnis nimmt und

womöglich positiv an sie anknüpft.

Es ist bezeichnend, daß etliche Rezipientinnen von feministischer Forschung (und zum Teil auch Frauenforscherinnen selbst) sich nicht der Tradition bewußt sind, aus der z. B. die methodischen Postulate von Maria Mies stammen. Diese Postulate hatten lange Zeit innerhalb der Frauenforschung eine ähnliche Funktion wie die Maobibel in der Studentenbewegung, und nicht zufällig gehören diese Postulate in die Tradition des Maoismus. Maria Mies selbst macht das durchaus deutlich; radikal-feministische Rezipientinnen übersehen das jedoch gern.

Uns für origineller zu halten als wir sind und Radikalität der wissenschaftlichen Erkenntnis daran zu messen, wieviele Frauen und wie wenig Männer zitiert werden, halte ich für typische Erscheinungsformen des Tochter-Vater-Konflikts in der Wissenschaft (frau will mit ihren Vätern nichts zu tun haben und schämt sich ihrer).

Das zweite theoretisch denkbare Modell für das Geschlechterverhältnis könnte sich aus der Mann-Frau-Beziehung speisen. Doch wie wir alle wissen, hat die romantische Liebe in der bürgerlichen Familie real wenig Raum; das Verhältnis der Ehegatten untereinander gehorcht anderen Gesetzen. So spielt denn auch das Verhältnis Geliebte-Geliebter in den Geschlechterbildern von Frauenforscherinnen eine recht geringe Rolle, bestand doch Frauenforschung in ihren Anfängen u. a. darin, aufzudecken, daß die Geschlechterbeziehung eben nicht dem Liebescode entspricht, sondern daß für diese Codierung von Diskurs und Realität die Beteiligten je nach Geschlecht einen verschiedenen Preis bezahlen. Dieses Bilanzieren, das Frauenforschung mit Vorliebe betreibt, ist vom Liebescode her geradezu verboten (Luhmann). Das Postulat von Frauenforschung, den materialen Hintergrund von Familienideologie aufzudecken, hat gerade die Heteroliesbeziehung als positives Bilderreertoire für das Geschlechterverhältnis mit einem Tabu belegt.

Wie die zahlreichen Neuerscheinungen von Feministinnen auf der letzten Buchmesse zeigen, wird dieses Tabu allmählich gebrochen (Trend: zurück zum Mann). Mein Verdacht ist allerdings, daß das Ergebnis oft Harmonisiererei, Romantizismus und Kitsch ist, so daß größere Anstrengungen notwendig sind, um die Mann-Frau-Beziehung zu einem in unserem Sinne »reifen« Bilderreertoire werden zu lassen.

Das dritte Modell von Geschlechterbeziehungen, das uns theoretisch von der Familienerfahrung her zur Verfügung stünde, und aus dem wir unser Selbstverständnis beziehen könnten, ist die Bruder-Schwester-Beziehung: Attraktiv für Frauenforscherinnen könnte sein, von der Latenzphase auszugehen, wo die geschlechtliche Identität noch nicht voll ausgebildet und ein vielleicht konkurrierendes, im Ganzen jedoch gleichberechtigtes Nebeneinander von Bruder und Schwester idealiter vorstellbar ist. Tatsächlich liegt diese Geschwisterbeziehung gerade jenen egalitären Konzeptionen des Geschlechterverhältnisses zugrunde, die sich an den Aufklärungsidealen orientieren

(Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit).

Auch feministische Egalitätstheoretikerinnen übersehen leicht, daß ihre Postulate androzentrischen Werten wie Autonomie, freie Selbstbestimmung, Identität und Authentizität entliehen sind. Das ist deshalb problematisch, weil auch ihnen keine vollständige Identifizierung von Frauen mit diesen männlichen bürgerlichen Idealen möglich ist, da zur Realisierung z. B. von Autonomie lebenspraktisch oft genug gerade abhängige Frauenarbeit gehört.

Zum Bild des Geschlechterverhältnisses als Bruder-Schwester-Beziehung scheint mir auch das sozialistische »Schulter-an-Schulter-gemeinsam-sind-wir-stark« (mit Männern!) zu zählen. Bei genauerem Hinsehen ist es dann oft genug die breite Schulter des älteren Bruders, die als besonders frauenförderlich wahrgenommen wird.

Bei etlichen sozialistisch-feministischen Egalitätstheoretikerinnen bestimmt gerade das Kameradschaftliche und Kumpelhafte den Ton und die Bilder. Die Bruder-Schwester-Beziehung ist jedoch weder real noch in der Phantasie per se egalitär. So wird in der Literatur mindestens des 20. Jhdts. die inzestuöse Erotik der Geschwisterbeziehung imaginiert (Thomas Mann, Musil ...), d. h. die zugrundeliegende Geschlechterideologie ist komplementär statt egalitär, indem sie vollständig von Elementen der Heteroliesbeziehung bestimmt ist.

Das legt den Schluß nahe, daß das sozialistisch-feministische Modell des »Schulter-an-Schulter-gemeinsam...« seinen Ursprung nicht in der Bruder-Schwester-Beziehung hat, sondern stattdessen in der Betonung des Kameradschaftlichen an der Bruder-Bruder-Beziehung orientiert ist. Doch wie kann eine *gleichgeschlechtliche* Familienbeziehung Bildmaterial für das Geschlechterverhältnis bereitstellen, was ich eingangs als unmöglich unterstellte? Wie können sich Frauen gerade mit tendenziell männerbündischen Elementen identifizieren?

Die Auflösung ist nicht so schwer, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die »Brüderlichkeit« der Französischen Revolution tatsächlich das gemeinsame Marschieren von *citoyens*, also von *männlichen* Bürgern (Bürgerbrüdern) meinte. Diesem quasi-militärischen Modell liegt das Jahrtausende alte Muster des Männerbundes zugrunde. Männerbund und Armee sind aber historisch wie aktuell gerade Kontrastveranstaltungen zur Familie. Wie kann dann noch behauptet werden, ausschließlich die Familie – und insbesondere die *gemischtgeschlechtlichen* Beziehungen in ihr – stelle das Bildmaterial bereit?

Ich möchte hier zunächst einige Merkmale von peer groups benennen, weil ich denke, daß daran deutlich wird, daß das egalitäre Geschlechtermodell von Frauenforschung tatsächlich Momente der Relation älterer Bruder – jüngerer Bruder uminterpretiert in jüngere Schwester – älterer Bruder.

Im Gegensatz zur Familie besteht die peer group aus Angehörigen jeweils einer Generation und eines Geschlechts. Nach Jürgen Frese verallgemeinern peer groups von Mädchen die Schwester-Schwester-Relation; Beziehungsprobleme und deren Thematisierung stehen im Vordergrund. Die Mutter-Tochter-Relation wird umgedeutet in eine egalitäre Beziehung, d. h. *direkte* Führungsbeziehungen werden vermieden.

Die peer groups von Jungen dagegen typisieren die Bruder-Bruder-Relation

auf grundlegend andere Weise, nämlich indem sie gerade nicht die Vater-Sohn-Relation zu egalisieren versuchen, sondern stattdessen diese »älter als«-Relation stilisieren.

Während die Mädchen-peer-groups also die Stufung der Eltern-Kind-Beziehung ausblenden, übernehmen die der Jungen gerade Elemente der Vater-Rolle in die Rolle des »älteren Bruders«. Durch Wiederholung und Schachtelung erlaubt diese Figur eine totale Hierarchisierung aller Gruppenmitglieder. Die Rigidität dieser Hierarchie wird zusätzlich dadurch gesteigert, daß gleichzeitig alle Neigungen zu mütterlich-ausgleichenden Lösungsformen von Beziehungskonflikten tabuisiert sind bzw. offen abgelehnt werden. Notfalls kann die hierarchische Struktur gewaltsam stabilisiert werden.

Was haben die Jugendlichen- und Kinder-peer-groups nun mit Familie zu tun? Sie haben gerade die Funktion, in Opposition zur Familie geschlechterrollentypisches Verhalten auszubilden und zu stilisieren: Die den Kindern bereits bekannten komplementären Rollen werden also in der Geschlechterseparation eingeübt, wobei das andere Geschlecht auf der Phantasieebene fast realitätsmächtiger ist als in der Wirklichkeit. Daß Männerbünde in ihrem Selbstverständnis das andere Geschlecht als Negativfolie voraussetzen, kommt am extremsten wohl im militärischen Männlichkeitswahn zum Ausdruck. Selbstverständlich ist es die Ritualisierung von Männlichkeit, sprich: von Hierarchie, Befehl und Gehorsam, die das Einpassen von Männern in die Kriegsmaschinerie leichter macht als von Frauen. Doch daraus abzuleiten, Frauen hätten eine *kritische* Distanz zum Krieg, halte ich für verfehlt. Im Gegenteil: die Polarisierung von Männlichkeit in diesem Sinne auf der einen Seite setzt polarisierte Weiblichkeit auf der anderen Seite strukturell voraus. Mit anderen Worten: Damit Männer ihre Männlichkeit durch Kämpferischsein im Männerbund beweisen können, muß Weiblichkeit in ritualisierter Friedfertigkeit bestehen, andernfalls könnte sich Geschlechtsidentität nicht über Verhalten zu Krieg bzw. Frieden herstellen.

Für die These, daß peer groups funktional stark an die Familie gebunden sind, spricht zusätzlich, daß sie nur Übergangscharakter haben zwischen Herkunftsfamilie und eigener Familiengründung: sie haben die Tendenz, sich aufzulösen, sofern sie nicht fest institutionalisiert sind – sei es als Männergangsverein, Armee, CVJM o.ä. (vgl. Lafont).

Auch wenn heute in der nachpubertären Lebensphase gemischtgeschlechtliche peer groups immer häufiger vorkommen, so denke ich doch, daß man die Fresesche Beschreibung als Typisierung empirischer Befunde nehmen kann: Der Umgang mit der Hierarchie wird zum Unterscheidungskriterium für geschlechtstypische Haltungen: Männer- bzw. Jungengruppen haben die Tendenz, die Hierarchie zu ritualisieren, während Frauen- bzw. Mädchengruppen die Tendenz haben, bestehende Hierarchien zu tabuisieren.

Indem die Jugendlichen-peer-groups also in der Bruder-Bruder- bzw. Schwester-Schwester-Relation lediglich in der Absenz des anderen Geschlechts die Geschlechterrollen noch stärker polarisieren als das in der Herkunftsfamilie der Fall ist, verweisen sie uns wieder auf die gegengeschlechtlichen Beziehungen innerhalb der Familie. – Dennoch bleibt festzuhalten, daß gerade Werte wie Autonomie und generell die Aufklärungsideale wie Freiheit

und Gleichheit, die auch wir Feministinnen mit gutem Grund auf unsere Fahnen geschrieben haben, ursprünglich aus männerbündischen Zusammenhängen stammen und zunächst androzentrische sind.

Wir haben gesehen, daß für den Männerbund die Bruder-Bruder-Beziehung das Urbild liefert: nämlich in der Ritualisierung der Hierarchie aufgrund eines Altersunterschiedes. Damit haben wir bei den im Gleichschritt marschierenden Männern also ein Bild von Gleichen vor uns, nämlich von Geschlechtsgenossen, bei denen manche jedoch gleicher sind als die anderen (nämlich die Vorgesetzten).

Wenn Frauenforscherinnen dieses Modell für ihre Egalitätsvorstellungen benutzen, so müssen sie sich der Hypothek bewußt sein, die sie dabei mit-schleppen. Es gälte dann, z. B. Autonomie und Gleichheit inhaltlich so zu füllen, daß dabei eben nicht Abziehbilder des Männerbundes entstehen.

Wenn also die Bruder-Schwester-Beziehung ebenso wie die Mann-Frau-Beziehung zwar zu literarischen Imaginationen anregt, das Bild der Geschlechterbeziehungen innerhalb der Frauenforschung jedoch gar nicht oder nur auf Umwegen nährt, so verspricht eine andere Familienbeziehung fruchtbarer zu sein: die Beziehung von Müttern und Söhnen.

Im Gegensatz zu allen drei anderen Beziehungstypen ist hier nun die Hierarchie eindeutig zugunsten der Frauen.

Meine These ist, daß diese Beziehung in Auseinandersetzung mit der erstgenannten, der Tochter-Vater-Beziehung, am bildmächtigsten für die anthropologischen Aussagen über das Geschlechterverhältnis innerhalb der Frauenforschung ist.

Ausgangspunkt von Frauenforschung war der Aufstand der Töchter. Doch haben diese Rolle nur wenige von uns konsequent durchhalten können – es ist auch die schwierigste angesichts der Kräfteverhältnisse. Manche von uns sind zu domestizierten Töchtern oder zu freundlichen Schwestern geworden. Andere haben es vorgezogen, die Demütigungen, die sie als machtlose Töchter einstecken mußten, zu kompensieren, indem sie sich als omnipotente Mütter phantasierten. Während das feministische Bild der Geschlechter, das an der Vater-Tochter-Beziehung orientiert ist, im wesentlichen von Kampfmetaphorik und manchmal von gut/böse-Zuschreibungen im politischen Jargon geprägt ist, nährt sich das kompensatorische Bild der Mutter eher von der psychiatrischen Sprache geistiger Reife. Die männlichen Pendants zu diesen Müttern sind entweder zu Söhnen infantilisierte Männer, die unreif, aber vielleicht doch noch lernfähig sind. Oder aber es sind bemitleidenswerte, zerstückelte männliche Selbstes, auf die gegebenenfalls ein Abglanz der weiblichen Ganzheit und Gnade in Form von Androgynitätsangeboten fallen kann (Dischner). Ist das Mutterbild eher das der sich für die nächste Generation opfernden Märtyrerin, so repräsentieren die Männer-Söhne die bei den Mütter-Frauen selbst ausgeblendeten aggressiven Seiten (z. B. the man the hunter). Das Geschlechterbild ist dann moralisierend: die Frauen sind die besseren Menschen.

Ich möchte das anhand von Maria Mies' Artikel »Ursprünge der

geschlechtlichen Arbeitsteilung« (beiträge ... 3, 1980) belegen. Ich wähle diesen Text aus zwei Gründen: Zum einen ist er ein Beispiel für feministische Begründungsversuche, warum Männer Kriege führen und sie auch zu verantworten haben und damit ein direkter Beitrag zum Thema »Krieg und Frieden«. Zum anderen sind Maria Mies' Positionen repräsentativ für große Teile der sich als radikal verstehenden Frauenforschung und immerhin so prominent, daß sie die Diskussionsgrundlage boten für ein ganzes Heft der »beiträge« zum Thema »Frauenforschung oder feministische Forschung«.

Mies' These zur geschlechtlichen Arbeitsteilung ist, daß der weibliche und der männliche Gegenstandsbezug zur Natur grundsätzlich verschieden seien. Obwohl sie sich anfangs gegen biologistische Positionen wendet, baut auch in ihrem Modell der verschiedene Gegenstandsbezug von Männern und Frauen auf deren Biologie auf: Da Frauen die Verantwortung nicht nur für ihre eigene Subsistenz, sondern auch für ihre Kinder hatten, waren sie die ersten Beschafferinnen der täglichen Dauernahrung. Und schließlich waren sie auch die Erfinderinnen der ersten sozialen Beziehungen, nämlich der Beziehungen zwischen Müttern und ihren Kindern.

Die Produktivkräfte, die in diesen Zellen entwickelt wurden, waren nicht nur technologischer Art, sondern vor allem auch menschliche Kooperationsfähigkeit, der Sinn für die »Planung für morgen«, die Fähigkeit, voneinander und aus früheren Erfahrungen zu lernen, die Entwicklung von Verantwortlichkeit füreinander.

Wir können den Gegenstandsbezug von Frauen nun wie folgt zusammenfassen:

- a) Ihre Interaktion mit der Natur ist ein reziproker Prozeß. Sie verstehen ihren eigenen Körper als produktiv, wie sie die Natur auch als produktiv verstehen und nicht nur als Material für ihre Produktion.
- b) Obwohl sie sich die Natur aneignen, führt diese Aneignung doch nicht zu Eigentums- und Herrschaftsbeziehungen. Sie verstehen sich weder als Eigentümerinnen ihrer Körper noch der Natur, sondern kooperieren vielmehr mit den Produktivkräften ihrer Körper und der Natur zur Produktion des Lebens.
- c) Als Produzentinnen neuen Lebens werden sie auch die Erfinderinnen der ersten Produktionswirtschaft. Ihre Produktion ist von Anfang an soziale Produktion und beinhaltet die Schaffung sozialer Beziehungen, d. h. die Schaffung von Gesellschaft. [S. 66]

Weil Männer nun ihren eigenen Körper nicht in der gleichen Weise als produktiv verstehen können wie Frauen, ist männliche Produktivität auf die Vermittlung von Instrumenten oder Werkzeugen angewiesen. Nach Mies ist dieser Gegenstandsbezug zur Natur bereits durch Herrschaft gekennzeichnet.

Mies stilisiert die Frauen als Märtyrerinnen, denen »das Überleben der Menschheit« zu verdanken sei (Originalton Mies): »Sie waren die 'Ernährerinnen' nicht nur ihrer Kinder, sondern weitgehend auch der Männer, die ja nicht immer Glück auf ihren Jagdexpeditionen hatten« (S. 68).

Der weibliche Gegenstandsbezug allein, so wie Mies ihn beschreibt, würde Frauen noch nicht zu Märtyrerinnen machen. Sie werden es erst dadurch, daß sie in ihrem sympathetischen Verhältnis zur Natur die raubenden und mordenden Männer sozusagen mit durchfüttern. Als Beleg dafür, wie abhängig Männer von den Beschafferinnen der Dauernahrung sind, führt Mies die Irokesen an. Die alten Irokesenfrauen entschieden mit über Krieg und Jagdexpeditionen,

indem sie den dafür notwendigen Proviant verweigerten oder hergaben.

Dieses Beispiel illustriert in wenig verhüllender Weise die weibliche Omnipotenzphantasie: wenn ich den Mann nicht ernährte, wäre er zum Untergang verurteilt. Auf die sich daran anschließende Frage, warum Frauen trotz dieser ökonomischen Macht zu sozial Unterdrückten werden konnten, gibt Mies eine einfache Antwort: durch den Waffenbesitz der Männer. –

Ich möchte ihre Darstellung der Patriarchatsgeschichte hier nicht weiter diskutieren. Um meine These zu belegen, daß Mies die bei den Mütter-Frauen ausgeblendeten aggressiven Seiten auf die Männer-Söhne projiziert, zitiere ich noch einmal ausführlich ihre Charakterisierung des männlichen Gegenstandsbezuges:

- a) Waffen sind nicht Instrumente, um Leben zu vermehren oder zu erhalten, sondern um Leben zu zerstören ...
- b) Das gibt den Jägern eine Macht über lebende Wesen, Tiere und Menschen, die nicht aus ihrer eigenen produktiven Tätigkeit erwächst. Jäger können sich nicht nur, wie Sammlerinnen, Pflanzen und Tiere aneignen, die sie in der Natur vorfinden, sondern sie können sich auch mit Hilfe der Waffen andere Produzenten und Produzentinnen aneignen und unterwerfen.
- c) Der Gegenstandsbezug, der durch Waffen vermittelt wird, ist darum im Grunde genommen ein *beutemachender* oder *ausbeuterischer*; d. h. mit Hilfe von Waffen kann Leben angeeignet und unterworfen, aber nicht produziert werden ...
- d) Der durch Waffen vermittelte Gegenstandsbezug ermöglicht ein Herrschaftsverhältnis zwischen Jäger und Natur und steht im Gegensatz zum kooperativen Prinzip der Sammlerinnen ... [S. 70]

Nach einem schnellen Gang durch die Geschichte sagt Mies zusammenfassend,

daß die verschiedenen Formen der asymmetrischen, hierarchischen Arbeitsteilung, die im Laufe der Geschichte hervortraten, bis in unsere Epoche auf dem Grundmodell der beutemachenden und bewaffneten Jäger-Krieger beruhen, die, ohne selbst zu produzieren, sich Produzenten und Produkte aneignen. [S. 76]

Es dürfte deutlich geworden sein, wo in Mies' Geschlechterbild die Aggressivität angesiedelt ist und welche Hälfte der Menschheit die moralisch bessere ist. Ich stelle hier nicht die Frage, ob Mies' Darstellung richtig oder falsch ist – vieles von ihrer ökonomischen Analyse (die ich hier kaum wiedergegeben habe) halte ich für richtig. Vielmehr frage ich, warum wir diese *moralisierende* Geschlechteranthropologie nötig haben. Meine These ist, daß die real erfahrene Ohnmacht von Frauen, die Mies auch theoretisch aus dem Jäger-Modell ableitet, hier kompensiert wird durch das Bild der omnipotenten Mutter, die die Menschheit durch ihre Sammlerinnentätigkeit gerettet hat. Im Geschlechterbild von Mies werden Frauen immer schon als (mindestens potentielle) Mütter gesehen. Mütter sind auch die einzigen, die bis heute »wahrhaft« produktiv sind, d. h. deren Produktivität *nicht* auf die Ausbeutung anderer Menschen angewiesen ist.

Ich halte diese moralische Bewertung für höchst problematisch, da die Produktivität der Frauen mindestens heute, d. h. unter patriarchalen Bedingungen, eine Selbstlosigkeit voraussetzt, die auch weniger emphatisch als Handeln gegen die eigenen Interessen bezeichnet werden kann – und das ist etwas, das nicht vollständig damit erklärt werden kann, daß heute eben Männer die

Kontrolle über das Gebären und die Psyche von Frauen haben: gerade der Prozeß, wie dieses immer neu passiert, ist erklärungsbedürftig. Frauen gebären eben nicht aus reinem Edelmüt Kinder, etwa um das Überleben der Menschheit zu sichern. Und sie gebären auch nicht ausschließlich aus patriarchalem Zwang Kinder – Frauen als willenlose Marionetten in einem Bühnenstück zu sehen, das »Patriarchat« heißt, halte ich für frauenfeindlich.

Das Märtyrerinnenmodell kombiniert beide Seiten, obwohl sie logisch nicht zusammenpassen: die aus Edelmüt gebärende Frau (Stichwort: ursprüngliche, nicht aneignende Produktivität) wird von dem Pseudo-Produzenten unter Kontrolle gebracht, so daß Frauen schließlich sozusagen nur noch aus Unterdrückung bzw. aufgrund von Gebärdzwang Kinder bekommen. Ausgeblendet wird im Glorienschein dieses Märtyrerinnen-Modells notwendig, welche narzißtischen Bedürfnisse durch das Gebären befriedigt werden – nämlich z.B. genau das, was als »Neue Mütterlichkeit« vor einigen Jahren in der Frauenbewegung breit diskutiert (und auch praktiziert) wurde.

Wer die Produktivität von Frauen in dieser Weise – d.h. zum Zwecke der Idealisierung – ins Zentrum seiner bzw. ihrer Theorie stellt, kann Männer nur als verhinderte Mütter oder bestenfalls als verlorene Söhne sehen. Sind doch die Retterinnen der Menschheit im Grunde Retterinnen von Söhnen; Töchter können innerhalb dieses Modells wiederum nur als potentielle Mütter gesehen werden. Und die können sich selbst retten. Wenn es also letztlich um die Rettung von Söhnen ginge, so wäre diese Idealisierung von Männchensretterinnen nicht nur androzentrisch, sondern ließe sich sogar nahtlos in patriarchale Codierungen einpassen.

Herrad Schenk hat in ihrem Aufsatz über »Feminismus und Pazifismus« die Mütterlichkeitsideologie zurückgewiesen, die in mehreren Argumentationsvarianten der verschiedenen Gruppen »Frauen für den Frieden« vertreten wird. Ich möchte dem hinzufügen, daß das Geschlechterbild dieser Positionen sich letztlich dem Bilderrepertoire der Mutter-Sohn-Beziehung verdankt, und das auch dann, wenn Frauen als »Mitschwestern« o. ä. angesprochen werden: Wenn dabei in irgendeiner Form auf Frauen als Mütter rekurriert und ihnen daraus eine besondere Verantwortung für oder auch nur eine besondere Fähigkeit zum Frieden zugesprochen wird, so ist frau immer schon im Märtyrerinnen-Modell gefangen.

Dieses Modell ist attraktiv für Ohnmächtige, besonders auch deshalb, weil es ermöglicht, Sklaventugenden mit kämpferischen Elementen zu verbinden. Insofern changieren die verschiedenen Spielarten dieses weiblichen Selbstmodells zwischen größtmöglicher Friedfertigkeit auf der einen und geballter Aggressivität auf die Männer-Väter auf der anderen Seite.

Im Bild der Mutter allerdings (und nicht etwa in ihrer Realität) ist das tabuisiert, was auch die Mädchen-peer-groups ausblenden: die Aggressivität und ihre hierarchische Position gegenüber den zu Söhnen infantilisierten Männern.

Neben diesen vier Familienbeziehungen sehe ich als Hintergrund für das Geschlechterbild innerhalb der Frauenforschung nur noch die Möglichkeit,

seine Relevanz völlig zu leugnen und sich auf objektivistische Positionen zurückzuziehen. Doch selbst durch dieses Verleugnen hindurch kann beispielsweise bei einer reinen ökonomischen Analyse das alte Märtyrerinnenbild der Hausfrau und Mutter durchscheinen – nämlich dann, wenn diese Analyse die Frauen als die total ausgebeuteten Opfer der patriarchalen Weltverschwörung sieht – eine Analyse, die ich für richtig, aber unzureichend halte. Die rein ökonomische Analyse kann nicht die Motive und Gründe erklären, die Frauen zum Mitmachen bei dieser globalen Verschwörung bewegen.

Ich selbst möchte mich mit diesen Meta-Überlegungen also nicht etwa in die kühle Welt der Bilderarmut flüchten. Eine Flucht ist auch gar nicht denkbar: die Bilder sind immer schon da. Ich plädiere lediglich dafür, bewußter mit ihnen umzugehen und, um es mit einer zwar abgedroschenen, aber immer noch brauchbaren Metapher zu sagen: die Bilder zum Tanzen zu bringen, indem wir ihnen ihre eigene Melodie vorspielen.

LITERATURHINWEISE

- BOVENSCHEN, Silvia, Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen, Frankfurt 1979.
- DEVEREUX, Georges, Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, Frankfurt/Berlin/Wien 1976.
- FRESE, Jürgen, Dialektik der Gruppe, in: Gruppendynamik im Bildungsbereich, Jahrgang 9, Nr. 3/4 (1983), hrsg. v. Großmaß u. a., S. 5-33.
- GRAVENHORST, Lerne, Private Gewalt von Männern und feministische Sozialforschung, in: Sektion Frauenforschung (Hrsg.), Frauenforschung, Frankfurt 1985.
- GROSSMASS, Ruth, Zur Orientierungsleistung von Bildern, in: Großmaß/Schmerl (Hrsg.), Philosophische Beiträge zur Frauenforschung, Bochum 1981.
- LAFONT, Hubert, Jugendbanden, in: Ariès, Béjin, Foucault u. a., Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland, Frankfurt 1984, S. 209-226.
- MIES, Maria, Ursprünge der geschlechtlichen Arbeitsteilung, in: Beiträge 3 zur feministischen Theorie und Praxis, München 1980, S. 61-78.

Inge Rehling Akademikerinnen und Studentinnen – Ein subjektiver Bericht

Sehe ich meine akademischen, berufstätigen Freundinnen an, sticht mir ihr geregelter Tageslauf spitz ins Auge. Geregelt, geplant, geordnet, zur rechten Zeit, im rechten Maß haben auch die Freundschaften ihren Platz.

Was ist das Besondere an Akademikerinnen mit Arbeitsplatz?

Immer noch ist die Frau mit eigener Praxis oder sonstiger Führungsaufgabe, also mit einer Berufsrolle, die mit Macht ausgestattet ist, eher die Ausnahme. Da sind die »Vorzeigefrauen«, die in ihren Verhaltensweisen männliche Normen übernommen haben. Da sind die »Missionarinnen«, meist sehr asketisch mit sich selbst und ihren Nebenmenschen, die sich zu Gynäkologinnen, Richterinnen, Politikerinnen etc. entwickelt haben.

Da sind auch die ganz normal ehrgeizigen oder faulen begabten Frauen, die irgendwann ihre Unizeit beenden und mehr oder weniger zufällig auf dem Arbeitsmarkt eintrudeln und vielleicht eine Stelle finden. Wer sich in einem entsprechenden Umfeld bewegt, kennt solche Frauen. Von ihnen sei im folgenden die Rede.

Welche Konfliktfelder bestimmen berufstätige Akademikerinnen?

Ein wesentlicher Konflikt ist der Umgang mit Macht. War es in feministischen Kreisen lange üblich, wegzuschauen und Macht dem »bösen herrschenden«, eben männlichen Prinzip zuzuordnen, so hat sich inzwischen gezeigt, daß Frauen durchaus in der Lage sind, sich trotz ihrer gesellschaftlich unterlegenen Position mit Macht (und zwar mit den anderen Durchsetzungsmitteln, die ihnen zur Verfügung stehen) auseinanderzusetzen und daran teilzuhaben.

Wie verhalten sich nun Chefinnen ihren weiblichen und männlichen

Untergebenen gegenüber? Sind Frauen besonders sensibilisiert? Folgt daraus, daß sie mit ihrer Macht besser umgehen können, oder folgt daraus gerade das Gegenteil, nämlich, daß sie sadistisch ihre vergangene Ohnmacht an Untergeordneten auslassen?

Ein zweiter, wesentlicher Konfliktpunkt, von der Macht nicht zu trennen, ist die Sexualität.

Eine beruflich erfolgreiche Frau wird oft die Wahl haben zwischen zwei Übeln:

1. mit den richtigen Männern zur rechten Zeit ins Bett zu gehen,
2. sich die Entwertung gefallen lassen zu müssen, keine »richtige« Frau zu sein.

Eine Frau, auch eine Akademikerin, wird als Sexualobjekt gesehen. Ein Mann wird nicht an seiner sexuellen Potenz gemessen, sondern an seiner gesellschaftlichen Macht. Das ist ein wesentlicher Unterschied.

Akademikerinnen in Institutionen befinden sich häufig in ähnlichen Abhängigkeiten wie Fabrikarbeiterinnen, jedoch werden die Bindungen nicht so sichtbar. Inwieweit entsteht Neid bei anderen Frauen auf die Pseudoselbstständigkeit? Wieweit verdeutlichen Akademikerinnen ihren Standort zwischen den Stühlen (d. h. zwischen Männern in gleichen Positionen, die aber, da männlich, wiederum Vorzugspositionen sind – und Frauen in »niedrigeren« Berufen, die teils berechtigt, teils nicht, die Akademikerinnen beneiden)?

Und welche Eigenschaften entwickeln Frauen in solchen Konfliktfeldern?

Beruflich erfolgreiche Akademikerinnen beherrschen die Sprache, scharfzünftig setzen sie sich durch oder zur Wehr. Sie sehen oft gut aus, legen Wert auf gepflegtes Äußeres und schicke Kleidung. Sie sind selten verheiratet, leben aber in länger dauernden Beziehungen. Sie sind ordentlich bis zur Pedanterie, verfügen über ein umfangreiches Organisationstalent. Irgendwann waren sie mal alternativ, inzwischen sind sie vermögend. Manche gehen immer noch auf Demonstrationen, und wenige, sehr wenige, sind noch in einer politischen Gruppe aktiv. Sie treiben Sport, zeigen sich weltoffen und sind in ihrem Beruf auf ein immer enger werdendes Feld spezialisiert. Sie rühmen sich ihrer fehlenden hausfraulichen Qualitäten und haben einen Gefährten, der kochen kann. Selten haben sie Kinder. Und wenn, dann haben diese eine Tagesmutter. Sie fachsimpeln gern und finden sich in Grüppchen mit gleichen Ansichten zusammen. Sie funktionieren, sie funktionieren außerordentlich zuverlässig.

sig und perfekt. Wenn sie mehr Zeit hätten, wären sie äußerst verständnisvoll, so sind sie zumindest eine Bereicherung für jede Party.

Jenseits aller Polemik: Was ich an meinen akademischen Freundinnen bedauere, ist, daß sie sich haben einspannen lassen in ein System, das sie frißt. Sie haben alle, ausgenommen die mit künstlerischen Berufen, sie haben alle ihre Spontaneität und Lebendigkeit verloren. Sie verdienen gut, aber sie sind Dienerinnen, das, was Frauen schon immer waren und was manche denkende Frau nicht mehr sein will.

Und die Studentinnen? Auch unter ihnen habe ich Freundinnen, andere treffe ich als Klientinnen, die in die Beratungsstelle kommen. Hier fällt es mir noch schwerer, Pauschalsätze in die Maschine zu tippen.

Es gibt eine große Gruppe, die mir nur von der Arbeit her bekannt ist. Es sind Studentinnen, die klare Berufsvorstellungen haben und funktionieren wollen. Sie wollen ihre Scheine machen, einen Abschluß erlangen und halten ihre Träume und Utopien, so sie welche haben, gut versteckt. Sie sind oft noch sehr jung und wirken wie alte Erwachsene. Über diese Studentinnen traue ich mir keine Aussagen zu.

Aber da sind die anderen, die verspielten Kinder, die aufmüpfigen, trotzig-Studentinnen, die meist ein wenig desorientiert wirken. Die Uni interessiert nicht sonderlich, eben ein notwendiges Übel. Es wird darauf geachtet, Scheine zu machen und BAföG-Anträge rechtzeitig zu stellen. Im übrigen habe ich den Eindruck, für diese Gruppe ließe sich sagen: das Leben ist anderswo. Die Studentinnen engagieren sich: in Frauengruppen, in Politgruppen, Theater-, Musikinitiativen. Sie sind in Ökologiegruppen, esoterischen Zirkeln, sie legen Karten, folgen einem neuen Meister oder einer Meisterin, gucken in die Sterne. Was sie manchmal zu wenig sehen, ist die Realität, in der sie dann auch stolpern. Sie brechen das Studium ab, nehmen es wieder auf, reisen nach Indien oder Mexiko und versuchen es mit der neuen Innerlichkeit. Sie sind Traumtänzerinnen, die immer fantastischere Tänze aufführen müssen, weil die Chance auf einen Arbeitsplatz nach dem Studium immer geringer wird.

Aus der Art meiner Schreibung wird hoffentlich meine Sympathie für diese Gruppe deutlich. Aber auch hier bei mir Trauer. Die Träume, die Kreativität, die Utopien haben keinen Marktwert. Die meisten dieser hoffnungsvollen, lebendigen, kraftvollen Studentinnen lassen sich irgendwann einfangen. Sie werden eingepaßt in starre, rigide Institutionen, die nicht gerade zur Lebensfreude beitragen. Ihnen, den Studentinnen, fehlen nicht nur die Möglichkeiten, ein Stück Verspieltheit mit ins Biologielabor oder in die Rechtsanwaltspraxis zu nehmen, sondern ihnen fehlen vor allem die Frauen-Vorbilder.

Hier will ich den Kreis schließen, zurück zu den Akademikerinnen, die von den Studentinnen viel mehr herausgefordert werden müßten, und nach meinem Wunsch über ihre eigene Identität als Frau in der Wissenschaft, als gebildete Frau gründlich nachdenken und nachfühlen sollten.

III. BILDUNG UND BERATUNG – THEMEN DER STUDENTENBERATUNG/ THEMEN DER FRAUBEWEGUNG

Marlies Fröse

Frauenbildung – Feministische Bildung

Vielfach wird der Begriff der Bildung als eine Möglichkeit der Emanzipation für Frauen – Wissen ist Macht – in der heutigen Gesellschaft verstanden und verwendet.

Ob der Begriff der Bildung auch wirklich dazu beiträgt, oder ob er im Gegensatz dazu nur die gesellschaftlichen Verhältnisse weiterhin verschleiern und aufrechterhält, versuche ich im folgenden anhand der Darstellung des 'Feministischen Bildungsbegriffes' transparenter zu machen. Grundsätzlich sollte der Bildungsbegriff immer unter Berücksichtigung des sozialen, historischen, philosophischen, wirtschaftlichen, politischen und ideologischen Kontextes gesehen werden.

Erst, wenn die Komplexität des Bildungsbegriffes deutlich wird, ist es sichtbar, daß der Bildungsbegriff immer im Dienste einer bestimmten Ideologie verwendet wird, um entsprechende Herrschaftsinteressen realisieren zu können.

Während der Antike wurde Bildung verstanden als Herausmodellierung eines Bildes im Menschen, welches von den Göttern vorgegeben wurde.

Bei den Griechen hatte Bildung (auch Intension genannt) einen transitiven Sinn. Bildung war auf das Werden bezogen, mit der Notwendigkeit einer planmäßigen Lenkung und inhaltlicher Bestimmung. Auf 'Befehl eines oder mehrerer Götter' und/oder aufgrund bestehender 'Tradition' findet eine indirekte Herrschaftsausübung statt.

Von der Antike bis ins 18. Jahrhundert hat der Begriff der Frauenbildung keinerlei Bedeutung erfahren, was noch im folgenden Klagelied eines Mannes unmittelbar greifbar wird:

Aber Gott bewahre uns vor einer Gehülfin ohne alle Bildung. Es ist für einen gebil-

deten Mann keine größere Strafe und Pein auf Gottes Erdboden, als – mit Ehren zu melden – ein Klotz von Weibe. Und wenn die Frau noch so wohlschmeckend kocht, und noch so fleißig spinn, und sie hat kein Gefühl für Wahres, Großes und Schönes, und sie kann mit uns darüber nicht sympathisieren... und wir können über nichts als küchliches und über spinnrockiges mit ihr reden; so ist sie den ganzen Tag für uns nichts mehr, als eine Wanduhr, die wir bisweilen schlagen oder singen hören, und diese Vorstellung macht uns sogar ihres nächtlichen Nießbrauchs bald überdrüssig.¹

Zu Beginn des hochexplosiven 19. Jahrhunderts wurden viele Frauen unzufrieden mit dem üblichen Bildungsverständnis und forderten:

... Ach, Männer, Männer, welch ein Geschlecht. Weshalb protestiert ihr so gegen alle Bestrebungen, die Frauen zu einer höheren Bildungsstufe zu erheben? Nun gut, wenn es nicht mit Euch sein kann, so wird es ohne Euch und trotz Euch geschehen...²

Volksbildung, Weiterbildung und Frauenbildung scheinen in dieser Zeit ihre Anfänge zu haben.

Zum Beispiel entwickelte sich Ende des 18. Jahrhunderts die philanthropische Theorie der Mädchenbildung (getragen vom aufstrebenden Bürgertum), die sich jedoch als Ziel die 'Weibliche Bestimmung der Frau' gesetzt hatte. Diese Frauenbildung hält jedoch die gesellschaftlichen Strukturen der geschlechtlichen Arbeitsteilung aufrecht, womit Diskriminierungen und Differenzierung weiterhin ihre Berechtigung erhalten.

Es wurde ersichtlich, daß Frauenbildung und Arbeiterbildung ähnliche Quellen haben.

Im Jahre 1865 erklärte Luise Otto Peters bei der Gründung des Frauenbildungsvereins in Leipzig, daß sie Arbeiterinnen die Möglichkeit verschaffen wolle, sich geistig zu vervollkommen: Befreiung durch Bildung war das Ziel der Frauen.

Malvida von Meysenburg hatte Recht. Frauen versuchten auf den verschiedensten Ebenen ihrem Bildungsbedürfnis und Bildungsverständnis gerecht zu werden, z.B. durch die Gründung eigener Bildungsinstitute.

Nachdem im Jahre 1914 die erste Volkshochschule gegründet wurde, war die Sparte 'Frauenbildung' Bestandteil des Volkshochschulprogrammes. Über ein Drittel der Seminare wurde den Frauen gewidmet: Gesundheitspflege, Handfertigkeitsübungen, Gymnastik, praktische Kunstpflege sowie Gesprächskreise über das Verhalten der Frauen zum Beruf, zum Staat und zum Rechtsleben.

Wie diese Thematik im einzelnen akzentuiert wurde, läßt sich dem folgenden Inhaltsverzeichnis einer Schrift mit dem Titel »Frauenbildung und Kultur« entnehmen.

I. DAS PRÄLUDIUM

1. Begrüßung: Paul Oestreich
2. Eröffnungsrede: Preuß. Minister für Wissenschaft, Kunst u. Volksbildung Adolf Grimme

II. GRUNDLEGUNG

1. Die Frau in der Kulturkrise der Gegenwart: Professor Paul Honigsheim, Köln.
2. Die Frau in ihrer Gesamtstruktur: Ministerialrätin Dr. Gertrud Bäumer
3. Die Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit der Frau: Rektorin Irmgard Bär
4. Die Frau und die Technik: Dr. Eugen Diesel

III. DIE AUFGABEN DER FRAU

1. Mutterschaft und Beruf: Margarete Kaiser
2. Ehe und Familie: Dr. med. Heinrich Dehmel
3. Das Spannungsverhältnis der Generationen: Schulrätin Dr. Gertrud Rosenow, Halle
4. Das Frauenideal und die Jugend: cand. phil. Else Unger; Redakteur Hellmuth Rüdiger

IV. DER WEG DER FRAU DURCH DIE ZEITWENDE

1. Die Erziehung im männlich-weiblichen Spannungsfeld: Konrektorin Charlotte Behnke
2. Die Bildung der Frau zu ihrer Totalität: Professor Käthe Feuersack
3. Die Erziehung zur Lebenstüchtigkeit in der Produktionsschule: Lehrerin Lisa Rietz, Professor Paul Oestreich

(entnommen aus: *Die schaffende Frau*. Berlin 1930, Weihnachtsheft)

Heute ist der Anteil an Frauenbildungsseminaren an den Volkshochschulen nicht unbedingt gering, wenn bedacht wird, daß über 70 % der Teilnehmer Teilnehmerinnen sind.

Der Auftrag der Volkshochschule integriert bis zu einem gewissen – nicht gefährlichen Potential – Vorschläge von Frauen und versucht, auch die Partizipation von Frauen bei der Entwicklung und Strukturierung des Bildungsangebotes zu unterstützen. Langwierige Verwaltungswege behindern jedoch oft diese Arbeit.

Ziel der VHS ist »eine offensive, gestaltende und gesellschaftlich wie individuell kreative Bildung mit menschlichem, nicht nur männlichem, Antlitz«. ³ Doch die Realität ist oft eine defensive, defizitausgleichende (Angleichung an Männerbildung!), nachhinkende und systemimmanente Frauenbildung.

Frauenbildung wird so eine Form der Bildung, die Frauen ein 'selbstbestimmteres' Leben in einem vorgefertigten Schema (Kinder, Küche, Kirche und K(C)omputer) qualitativ besser ermöglicht.

Damit ist auch die heutige VHS noch weit von der Realisierung der Forderung Hedwig Dohms entfernt:

Wie aber jede einzelne dieser freien Frauen subjektiv ihr Leben zu gestalten wünscht, einzig sind sie allen in der Grundüberzeugung, daß die Freiheit der Persönlichkeit, das Sichselbstgehören, die vornehmste und unumgängliche Existenzförderung der Frau ist, diejenige Forderung, die sie von dem Fluch erlöst, als Mensch nur Dilettant oder ein von andern bewegter Mechanismus zu sein. ⁴

Die traditionelle Frauenbildung trägt somit letztendlich zur Erhaltung und

Rechtfertigung der Diskriminierung und Diffamierung von Frauen in der Gesellschaft bei.

Was will nun 'Feministische Bildung'?

An dieser Stelle möchte ich vorab den Begriff des Feminismus aufnehmen, um ihn später in Zusammenhang mit dem Bildungsbegriff zu bringen. Abgeleitet ist das Wort Feminismus aus dem lateinischen, von femina, welches Weib oder Frau bedeutet. Jener Begriff kann auf 'felare' zurückgeführt werden, welcher die Grundbedeutung 'die Säugende' beinhaltet. Unter Feminismus werden in der Gegenwart im weiteren Sinn Freiheits- und Gleichheitsbestrebungen von Frauen verstanden.

Historisch, wie auch aktuell, beinhaltet Feminismus die unterschiedlichsten Strömungen.

Gemeinsam scheint allen Richtungen zu sein, die Unterdrückung durch den einzelnen Mann und/oder durch die vorhandenen patriarchalisch-kapitalistischen Strukturen offenzulegen.

Damit wird die patriarchalisch-kapitalistische Gesellschaft in den Mittelpunkt der Kritik gestellt. Im folgenden beziehe ich mich auf die Aussage, daß eine feministische Position »alle menschlichen Lebensbereiche und -äußerungen auf ihre patriarchalischen Determinanten hin, d.h. gegen den Strich betrachtet«. ⁵

Den Begriff der feministischen Bildung gibt es seit Anfang der 70er Jahre. Historisch gesehen sind zwei Pole von Bedeutung:

Die Entwicklung und Erfahrungen der Frauenzentren, die inhaltlich wie methodisch Impulse zu einer feministischen Bildungsarbeit gegeben haben. Desweiteren war die Durchsetzung kritisch-frauenspezifischer Seminare an den Volkshochschulen für das Aufkommen einer erneuten Bildungsdiskussion verantwortlich.

Mitte der 70er Jahre entstanden dann die ersten Frauenbildungseinrichtungen. Das unmittelbare Interesse war weniger, Bildungsarbeit zu praktizieren, sondern vielmehr, feministische Arbeiten und Forschungen, von Frauen für Frauen, vielen anderen Frauen zugänglich zu machen.

Vorwiegend findet feministische Bildungsarbeit in nicht institutionalisierten Einrichtungen/Projekten statt, wie z.B.: Frauenforschungs-, Bildungs- und Informationszentrum in Berlin (FEBIZ), Bremer Frauenwoche u.a., Frauenstudien an der Universität Dortmund, Frauenferienhaus Zülpich, Verein für Sozialwissenschaftliche Forschung in Köln, Frankfurter Frauenschule, Frauenkultur- und Bildungszentren in größeren Städten u. v. a. m. Das Frauenferien- und Bildungshaus Osteresch, Hopsten-Schale, wird von mir, da ich es am besten kenne, im folgenden als Beispiel herangezogen.

Die verschiedenen feministischen Bildungseinrichtungen haben unterschiedliche Schwerpunkte, wie z. B. Archiv, Forschung, Bildung etc. Gemein-

sam ist allen das Selbstverständnis eines ganzheitlichen Ansatzes von Feministischer Bildungsarbeit.

Feministische Bildung, als gemeinsames, selbstbewußtes und selbstbestimmtes Lernen von Frauen, die sich bemühen »zu erkennen, wie das sogenannte Wesen der Frau je gesellschaftlich definiert wird«⁶ und versuchen, ihre eigene Lage aufgrund der Wissensaneignung zu reflektieren und zu bearbeiten.

Feministische Bildungsarbeit soll langfristig zu verbesserten Lebens- und Arbeitsbedingungen für Frauen führen. Bildungsangebote auf verschiedenen Ebenen werden organisiert, die jedoch alle an den gesellschaftlichen Grundbedingungen ansetzen, die das Bewußtsein und das Leben von Frauen bestimmen: »Vermittlung von Sach- und Erfahrungswissen, Berücksichtigung der sozialen und psychischen Situation von Frauen, Eingebundensein in kulturelle und politische Aktivitäten« sind nur ein kleiner Ausschnitt der zu berücksichtigenden Aspekte. Ganzheitlichkeit beinhaltet Bildung, Beratung, Kommunikation, Information, Kultur und Forschung unter Berücksichtigung der verschwiegene, seit Jahrhunderten ignorierten Frauengeschichte.

Feministische Bildung beinhaltet ein integratives Konzept von Körper, Geist und Seele. Ganzheitlichkeit im 'Sichbilden', in der die altvertraute Formulierung von Kopf und Bauch ihre Aufhebung erfährt.

Es ist schwer, etwas als Einheit zu sehen, das in der abendländisch-jüdisch-christlichen Kultur getrennt gesehen wird. Wir sind es zu sehr gewohnt, zwei-, bzw. dreiteilig 'zu denken und zu fühlen'. Einige Frauen praktizieren nur noch Selbsterfahrung und leben in der Analyse ihrer Gefühle. Andere Frauen leben durch ihren Kopf, und behaupten, daß sie bessere Möglichkeiten zum politischen Handeln hätten.

Durch eine solche Etikettierung wird jedoch viel zu oft eine Verständigungsbarriere zwischen Frauen aufgebaut. Ein gemeinsames, politisch bewußtes Handeln kann dann verhindert werden.

Mittlerweile müßten wir Frauen weise genug sein, um beide Elemente als integrale Bestandteile unseres Seins (Ihrs) zu erkennen. Selbsterfahrung und Wissensaneignung sind Bestandteil des feministischen Bildungskonzeptes.

Das Frauenferien- und Bildungshaus Osteresch bietet Frauen die Möglichkeit, an Weiterbildungsseminaren teilzunehmen, mit ihren Frauengruppen im Haus zu tagen und Ferien zu machen. Pro Tertian wird ein vielfältiges Programm mit folgenden Themenkomplexen veröffentlicht: ein intensiver Jahresweiterbildungskurs im Bereich Ökologie und Ökonomie; Kurse zu Frauenarbeit, zum Bereich Feministische Theorie und Praxis; Kunst-, Theater-, Kreativitätswshops; Lesbenseminare; Körper und Gesundheit; Selbsterfahrungsseminare.

All die unterschiedlichen Schwerpunktseminare werden unter den Aspekten der Ganzheitlichkeit und der Durchschaubarkeit gesellschaftlicher Strukturen 'gegen den Strich betrachtet' gestaltet.

Zur Verdeutlichung möchte ich ein Seminar anführen, welches im Herbst 85 im Frauenferien- und Bildungshaus Osteresch stattgefunden hat:

LIEBE – EIN PATRIARCHALER MYTHOS?

Referentin: Gisela Kretzschmar

Verständnisvoll, selbstlos und aufopfernd: so soll sie sein, die Liebe der Frauen. Die Frau liebt als Mutter, als Gattin, als Schwester, oder Tochter, mit Hingabe und Aufgabe praktiziert sie tätige Liebe im Kreis der Familie, der Nachbarschaft oder im sozialen Umfeld. Man(n) hat uns ebenso nachdrücklich wie erfolgreich beides beigebracht, wen und wie wir zu lieben haben... Liebe aus der Sicht der Frauen – das soll unser Thema an diesem Wochenende sein: Liebe als patriarchale Institution; Liebe als individuelle Erfahrung; Liebe – unsere ungeträumten Liebesträume; Mutterliebe – Anspruch und Wirklichkeit; Liebe und Gewalt; Liebe und Unterdrückungsmechanismus; Lesbische Liebe...⁷

Gisela Kretzschmar versuchte mit diesem Seminar, jenen alten Begriff der 'Liebe' offenzulegen. Sicherlich war es kein reines Seminar der Selbsterfahrung, sondern auch eine Vermittlung von historischem Wissen. Eine abstrakte Denkweise kann in o.g. Seminar nicht verwendet werden, denn Liebe ist erfahrbar. Das heißt auch, daß Liebe reflektiert werden kann, wobei jede Frau ihr eigenes 'Expertenwissen' in sich trägt.

Durch die kritische Reflexion der eigenen Erfahrungen und Lebensinhalte in der Gesellschaft erfahren Frauen einen neuen Bewußtwerdungsprozeß. Denn auch die 'Liebe' lebt nur im Kontext der jeweiligen Kulturen. Bildung kann somit als Bewußtseinsveränderung, als Prozeß verstanden werden.

Feministische Bildungseinrichtungen erlauben es sich, gesellschaftskritische Inhalte zu veröffentlichen. Sie ermöglichen die Entwicklung eines individuellen Bewußtseins, das Grundlage für späteres Handeln sein kann.

Feministische Bildung heißt für Frauen, daß sie erfahren, daß Wissen ein Prozeß ist und Bewußtwerdung beinhaltet. Dafür scheint es auch notwendig, daß Frauen ihr ureigenstes Wissen wieder ausgraben und aneignen.

Um Frauen neue Handlungsräume und Lebensformen zugänglich zu machen, bedarf es der Analyse historischer und gegenwärtiger kapitalistisch-patriarchaler Gesellschaften:

Wie, wenn wir uns einmal fragten; was braucht denn eine Frau an Wissen, um ein selbstbewußter, selbstbestimmter Mensch zu werden? Braucht sie nicht ein Wissen von ihrer eigenen Geschichte, von ihrem ach so politisierten Frauenkörper, von dem kreativen Genius der Frauen vergangener Zeiten, den Kenntnissen, Fähigkeiten, Techniken und Visionen, welche die Frauen anderer Zeiten und Kulturen besaßen und davon, wie all dies in Anonymität getaucht, zensiert, abgebrochen und abgewertet wurde?

Braucht sie als Teil jener Mehrheit, die immer noch auf gleiche Bürgerrechte warten muß, die immer noch als sexuelle Beute, als unbezahlte oder unterbezahlte Arbeitskraft verklavt und an ihrer eigenen Machtentfaltung gehindert wird, braucht sie nicht eine Analyse ihrer Lage, Kenntnisse von den Denkerinnen der Vergangenheit, die sich bereits mit dieser Lage befaßt haben; Kenntnis außerdem von den weltweiten individuellen Rebellionen und organisierten Protestbewegungen gegen wirtschaftliche und gesellschaftliche Ungerechtigkeit, sowie davon, wie diese zersplittert und zum Schweigen gebracht wurden?

Braucht sie nicht ein Bewußtsein davon, auf welche Weise scheinbar natürliche Zustände wie Heterosexualität oder Mutterschaft erzwungen und institutionalisiert wurden, um Frauen ihre Macht zu nehmen?⁸

Frauen, denen dieses Wissen nie vermittelt wurde, versäumen es allzuoft,

die intellektuellen und politischen Bedingungen in Frage zu stellen. Der Glaube an die etablierte Wissenschaft und Forschung hat ein zähes Überleben.

Aber könnte in Wirklichkeit nicht alle Wissenschaft und Forschung selbst Ideologie sein?

Aufgrunddessen müßte 'Feministische Bildung' auch sich selbst in Frage stellen. Der Widerspruch: Traditionelles Bildungsverständnis und feministische Offenlegung althergebrachter Strukturen.

Trotz einer großen Anzahl an Veröffentlichungen fehlt es immer noch an verbindlichen Definitionen und/oder Neucréationen.

Feministische Bildung als Bewußtwerdungsprozeß, 'Sichselbstbilden' und das Erfahren der eigenen Historizität ist ein gesellschaftskritisches, radikales Moment in der Bildungsarbeit von Frauen für Frauen. Denn: Wenn feministische Bildung »alle menschlichen Lebensbereiche und -äußerungen auf ihre patriarchalischen Determinanten hin, d. h. gegen den Strich betrachtet«, werden wir bei der Analyse zu der Feststellung kommen, daß patriarchalisch-kapitalistische Strukturen ebenso einer Veränderung bedürfen.

Das heißt weiter, daß sich aus dem Erkennen der Strukturen notwendigerweise Konsequenzen für die feministische Bildungsarbeit ergeben.

Das Frauenferien- und Bildungshaus Osteresch versucht den Prozeßcharakter der Bildungsarbeit folgendermaßen in Handlung umzusetzen: Keine Hierarchien zwischen Teilnehmerinnen, Mitgliedsfrauen, Referentinnen und Osteresch-Frauen; Mitbestimmungsrecht auf allen Ebenen (Organisation, Ablauf der Seminare, Aufhebung des Dienstleistungsprinzips, Kollektivstruktur); Aufhebung von Autoritätsstrukturen; Schaffung eines selbstorganisierten Lernortes; Konzipierung eines neuen Bildungsverständnisses; kein rollenkonformes Bildungsangebot.¹⁰

Durch diese anderen Strukturen erhalten alle Frauen Zugang zur Bildung.

Es besteht die Möglichkeit, daß bei dem Prozeß des Nachdenkens über traditionelle, festgefahrene Denk- und Bewertungsmuster von Weiblichkeit und Frau-sein, neue Formen der Auseinandersetzung gefunden werden.

Bewußtwerdung als gesellschaftskritischer Durchbruch ermöglicht es Frauen, traditionelle Rahmenbedingungen aufzuheben, um zum einen Verständigungsbarrieren abzubauen und zum anderen durch das Erfahren von Ganzheitlichkeit neue Dimensionen des Handelns gegen Diskriminierung und Diffamierung von Frauen in dieser Gesellschaft freizusetzen.

Traditionelle Frauenbildung entmündigt Frauen soweit, daß sie angepaßt in die bestehenden gesellschaftlichen Strukturen überleben können.

Von daher scheint es notwendig zu fordern, daß feministische Bildung weiter ausgebaut und gestärkt wird. Alle Frauen sollen Zugang zur Bildung ihres Frau-seins erhalten.

ANMERKUNGEN

- 1 G. W. F. Pockels, Braunschweiger Hofrat in »Versuch einer Charakteristik«, Band 2, Hannover 1797-1802.
- 2 Malvida von Meysenburg, 1816-1903.
- 3 Braun-Ribbat, D.: Frauenbildung. Eine Aufgabe für die Volkshochschule, in: Blätter der Wohlfahrtspflege, Nov. 1984, S. 262.
- 4 Hedwig Dohm: Sind Mutterschaft und Hausfrauentum vereinbar mit der Berufstätigkeit? 1903, in: Brinker-Gabler: Die Frau in der Gesellschaft. Frühe Texte. Frauenarbeit und Beruf, Frankfurt/M. 1981, S. 255.
- 5 Verein für Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für Frauen e. V. (Hrsg.): Dokumentation der bundesweiten Arbeitstagung 'Autonome Bildungsarbeit mit Frauen' am 4./5. Mai 1983 in Frankfurt/M., November 1983, S. 29.
- 6 Materialien aus dem FFBIZ, Frauenforschungs-, Bildungs- und Informationszentrum in Berlin. Thesenpapiere zum überregionalen Treffen der autonomen Frauenbildungsprojekte vom 3.-5. Mai 1985.
- 7 Programm des Frauenferien- und Bildungshauses Osteresch in Hopsten-Schale. Herbst/Winter 1985/86, S. 10.
- 8 Schulz, D. (Hrsg.): Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Adrienne Rich und Audre Lord. Berlin 1983, S. 129.
- 9 s. Anm. 5.
- 10 Vgl. Konzeption des Frauenferien- und Bildungshauses Osteresch e. V., Hopsten-Schale, 1980.

Ruth Großmaß Feministische Therapie???

Gerade als Mitarbeiterin einer Studentenberatungsstelle, die – auch – psychologische Beratung anbietet und in der – auch, im Rahmen der Allgemeinen Studienberatung – Kontakt zu Frauen besteht, die sich durch ein Studium auf einen sozialen Beruf vorbereiten, ist mir während der letzten zwei Jahre deutlich geworden, daß »feministische Therapie« wieder ein wichtiges Thema ist.

»Feministische Therapie« ist heute jedoch weniger ein explizites Thema, mit dem sich die Frauenbewegung auseinandersetzt, um Konzepte zu erarbeiten und Grenzen zu klären, als vielmehr etwas, nach dem frau auf der *Suche* ist. Frauen, die eigene psychische Schwierigkeiten bearbeiten wollen, wünschen sich eine feministische Therapeutin. Frauen, die Psychologie, Pädagogik oder Sozialarbeit studieren und damit die Perspektive eines psycho-sozialen Berufes verbinden, suchen nach theoretischen und persönlichen Modellen für feministische Psychotherapie.

Der Intensität dieses Suchens korrespondiert eine zunächst merkwürdig anmutende Unklarheit darüber, um was es denn eigentlich geht, wenn von feministischer Therapie die Rede ist.

Entsprechend wenig hat dieses Suchen von der Nüchternheit, mit der z. B. Pädagoginnen Konzepte feministischer Pädagogik diskutieren oder Frauen, die als Sozialarbeiterinnen tätig sind, ihre Lage überdenken.

Daß das so ist, hat meinem Eindruck nach zwei Ursachen:

1. Die Suche nach feministischer Therapie ist sehr eng mit der Geschichte der »neuen« Frauenbewegung verknüpft – auch mit den Enttäuschungen, die Frauen in den Frauengesprächsgruppen und CR-Gruppen in Bezug auf ihre Selbstheilungswünsche erlebt haben.
2. In der Suche nach feministischer Therapie schwingt auch ein Teil der Sehnsucht nach Ganzheit und Heilsein mit, die den Aufbruch bisher jeder Schule der neueren Psychotherapie begleitet hat.

Beiden Wurzeln »feministischer Therapie« möchte ich im folgenden zunächst einmal nachgehen, denn nur im Wissen darum scheint es mir möglich, auch nur Umriss dessen zu bestimmen, was feministische Therapie eigentlich sein kann.

1. Feministische Therapie – ein Schlüsselwort für uneingelöste Wünsche

Von Beginn an hat die neue Frauenbewegung neben der Auseinandersetzung mit den realen Lebensbedingungen von Frauen auch die psychische Situation von Frauen zum Thema gemacht und in ihren Aktionen Arbeitsformen hervorgebracht, in denen Freiräume für den Ausdruck und die Veränderung psychischen Erlebens vorhanden waren oder doch zumindest vorhanden sein sollten.

Einige Stationen der Entwicklung, die in diesem Bereich stattgefunden hat, möchte ich hier skizzieren, um sie dann daraufhin zu befragen, welche Wünsche sich damit – auch – verknüpft haben und welche Enttäuschungen in den realen Erfahrungen von Frauen in solchen Gruppen – notwendigerweise – erlebt wurden. Die unter diesem Gesichtspunkt wichtigsten Stationen lassen sich unter folgenden Schlagworten fassen:

- »Das Private ist politisch«
- Frauengesprächsgruppen
- Selbsthilfe-Therapie
- Feministische Therapie

Unter dem Stichwort »Macht das Private politisch« läßt sich der Aufbruch des studentischen Teils der neuen Frauenbewegung aus der Studentenbewegung fassen. Es war die Absage an das Diktat der »Genossen«, das öffentliche Ernstnehmen der eigenen Probleme und Wünsche.

Die Arbeitsform, die diesem Anliegen entsprach, waren »Weiberräte« und dann, wenig später Frauenselbsterfahrungsgruppen. Gegenüber unserem Verständnis von Selbsterfahrungsgruppen, das stark psychologisch aufgeladen ist, ging es in diesen Frauenselbsterfahrungsgruppen »um die Erfahrung der einzelnen Frauen in ihrem sozialen Lebenszusammenhang, durchaus mit dem Ziel, Gemeinsamkeiten zu finden und kollektive Erfahrungen zu formulieren. Selbsterfahrung war ein Kampfbegriff gegen abstrakte Gesellschaftsanalyse – eine Abstraktion, bei der im wesentlichen von Frauen abstrahiert wurde.«¹

Soweit sich das von heute aus feststellen läßt, war diese Arbeitsform unglaublich produktiv, sowohl theoretisch (Aufarbeitung feministischer Standpunkte) als praktisch-politisch (Kinderläden, Frauenzentren) als auch – zumindest für die Initiatorinnen – persönlich-individuell (neue individuelle Lebenspraxis und Berufsorientierung).

Da diese Produktivität weitgehend der Arbeitsform zugerechnet wurde (Frauen müssen sich (nur?) zusammenschließen, dann...), folgte eine Phase der Gründung und Initiierung vielfältiger Formen von Frauengruppen: Frauenselbsterfahrungsgruppen, Frauenselbstuntersuchungsgruppen, Gruppen zur Erarbeitung feministischer Theorie, Frauenberatungsgruppen, Lesbengruppen, 218-Beratungsgruppen.

In all diesen Gruppen arbeiteten Frauen nicht nur an den expliziten theoretischen und politisch-praktischen Zielen, sondern auch an ihrer unmittelbar

persönlichen Selbstfindung.

In den *Frauengesprächsgruppen* trat diese Seite in den Vordergrund. Selbstexploration, wechselseitiges Verstehen emotionaler Schwierigkeiten werden explizit als Ziele der Gesprächsgruppen formuliert.² Verallgemeinerung individueller Erfahrungen zu aktueller Gesellschaftsanalyse wird als Ziel nicht mehr benannt. Die Erkenntnis, daß eigene Probleme »häufig allgemeine Probleme von Frauen sind«³, hat in diesem Gruppenkontext die Bedeutung der Erleichterung und Entlastung von individuellen Unfähigkeitsgefühlen.

Daß sich in den Frauengesprächsgruppen Arbeitsformen herausbilden, deren explizites Ziel Selbstfindung und Wachstum der einzelnen Frau (im Gruppenzusammenhang) ist, ist zum einen Ausdruck einer größeren Ausdifferenzierung innerhalb der Frauenbewegung.

Andererseits zeigt sich in dem enormen Aufschwung der Frauengesprächsgruppen⁴ auch, daß gerade diese Seite der Frauenemanzipation – an den Bedürfnissen und Erwartungen gemessen – eher defizitär geblieben war. Frauenforschung, feministische Politik, 218-Arbeit, hatten zwar auch den Anspruch, den dort aktiven Frauen Entfaltungs- und Selbstveränderungschancen einzuräumen, waren aber immer wieder vor allem anstrengende Arbeit, die viel Disziplin verlangt und wenig Entlastung bringt. Bedürfnisse und Wünsche nach Entlastung, Verständnis und Unterstützung verschoben sich (folgerichtig) auf Frauengesprächs- und -Selbsterfahrungsgruppen (nun im mehr psychologischen Sinn) und wurden letztendlich dahin delegiert.

Bedenkt man unter sozialpsychologischen Gesichtspunkten, was in den Gesprächsgruppen und Selbsterfahrungsgruppen für die einzelnen Frauen passiert, so kommen mehrere Ebenen ins Blickfeld.

Da ist zunächst einmal die Ebene, die den expliziten Zielen entspricht: In den Gruppen erhält jede einzelne Frau den Raum, ihre Gefühle und Lebenserfahrungen auszudrücken, Veränderungswünsche zu artikulieren und Schritte in diese neue Richtung zu wagen. Und sie erlebt Verständnis und Ähnlichkeiten bei anderen Frauen sowie die Chance, mit anderen zusammen Schwierigkeiten anzugehen und erfolgreich zu meistern.

Auf dieser Ebene waren und sind Frauengesprächsgruppen produktiv⁵.

Das ist jedoch nicht alles: In der Gruppe erlebt die einzelne Frau auch Verschiedenheit, andere Frauen, die mehr Sicherheit ausstrahlen und klare autonome Ziele formulieren. Jede einzelne Frau bringt Emanzipationswünsche ein, und die Gruppe kann sehr schnell selbst zu einem Emanzipationsanspruch werden – mit dem Ergebnis, daß einzelne Frauen sich durch eine Frauengesprächsgruppe in ihrem Diskrepanzerleben (zwischen Anspruch und Wirklichkeit) eher bestärkt fühlen: Sie sind zwar weitergekommen, aber ihre Ansprüche sind auch (manchmal stärker) gewachsen.

Schließlich wird in den Frauengesprächsgruppen eine dritte Ebene relevant (auch wenn sie häufig nicht thematisiert werden kann):

Gerade der verständnisvolle, unterstützende Umgang mit den Gefühlen der einzelnen läßt Gefühle und Impulse spürbar werden, die in der Alltagskommunikation unterdrückt und ausgegrenzt werden. Solche Gefühle kön-

nen auch angsterregend und bedrohlich sein. Sie können eine ganze Gruppe überfordern, und die einzelne Frau fühlt sich hilfloser und einsamer als zuvor.

So scheint es mir naheliegend, daß Frauengesprächs- und -Selbsterfahrungsgruppen nicht von allen Frauen und nicht nur als produktiv erlebt wurden. Sie waren auch ein sozialer Raum für Enttäuschungen, für die Erfahrung, alleingelassen zu werden, und für die Berührung mit inneren Konflikten, für die in den Gruppen selbst kein Raum war.

Die Psychologinnengruppe München formulierte diese Erfahrungen 1978 – bereits vom Standpunkt psychotherapeutischer Selbsthilfegruppen aus:

»Die Intention der Frauengesprächsgruppen ist es, die allgemeinen, verbindenden Strukturen in der Erfahrung von Frauen herauszuarbeiten. Dem entspricht die Vorgehensweise, die ein nicht wertendes, kritikloses Zuhören erfordert. Ein tiefergreifendes Aufarbeiten von psychischen Schwierigkeiten einzelner Gruppenmitglieder ist daher im Rahmen von Selbsterfahrungsgruppen weder möglich noch wird es angestrebt. Die Bewußtwerdung von Geschlechtsrollenzwängen, die Sensibilisierung für das Ausmaß der Unterdrückung im eigenen Leben und Verhalten, aber auch unrealistische Erwartungen an die Frauengruppen, an das verändernde Potential weiblicher Solidarität führte bei vielen Frauen zusätzlich zu Verunsicherungen und Konflikten, die in den Gruppen nicht aufgefangen werden konnten.«⁶

U. a. auf dem Hintergrund dieser Erfahrungen wandten sich Frauen in verschiedenen Zusammenhängen erneut der Psychotherapie zu.⁷ Nun ging es darum, Psychotherapie für den eigenen Lebenszusammenhang produktiv zu machen. Hierbei konnte auf amerikanische Modelle zurückgegriffen werden.⁸ Verschiedene Arbeitsformen entstanden, denen jedoch ein (schwer zu realisierendes) Ziel gemeinsam war: Die Grenzen der Gesprächsgruppen sollten durch psychotherapeutische Interventionsmöglichkeiten überschritten werden, zugleich jedoch ging es darum, die sexistischen Anteile der Psychotherapie-Konzeptionen auszugrenzen und – als deren Kern – die Abhängigkeit Patientin – Therapeut(in) weitmöglichst aufzuheben.

Selbsthilfe Therapie ist das Stichwort, unter dem sich diese Ansätze zusammenfassen lassen.⁹

Wenn ich die Debatten um ein solches Selbsthilfekonzzept richtig verfolgt habe, dann haben sich zwei Modelle herauskristallisiert: (1) das Konzept der Münchener Psychologinnengruppe⁶, das den Selbsthilfeaspekt in den Mittelpunkt stellt und methodisch Elemente verschiedener humanistischer »Psychologien« verwendet: »wir praktizieren keine bestimmte schulmäßige Therapieform, sondern experimentieren eher eklektisch mit Elementen aus Gestalttherapie und Transaktionsanalyse, aus Selbstbehauptungsprogrammen und Partnertrainings und beziehen auch Yoga, Meditation, Massage mit ein, Methoden und Möglichkeiten also, die wir selbst schon irgendwo 'am eigenen Leibe' erfahren haben oder aus einschlägiger Literatur kennen«.¹⁰

(2) das Konzept der Frankfurter Frauen (diskutiert auf dem Kölner Workshop 77)¹¹ das von einem psychoanalytischen Therapie-Modell ausgeht und Abhängigkeit von der Therapeutin bis zu einem bestimmten Punkt als Not-

wendigkeit akzeptiert. Teamkontrolle sowie Einbindung der Therapie in einen gemeinsamen sozialen Lebensraum sollen die therapeutische Macht eingrenzen.

Beide Modelle erwarten sich aus ihrer Praxis auch Kriterien für »feministische Therapie«.

Welche Erfahrungen praktisch gemacht wurden, ist dann nicht mehr öffentlich diskutiert worden, die Auseinandersetzung um Selbsthilfe Therapie und um feministische Therapie ist in der BRD an dieser Stelle verstummt.

Eine Entwicklungsrichtung therapeutischer Selbsthilfegruppen haben Sheila Ernst und Lucy Goodison in ihrem Buch angedeutet. Auch ihre Arbeit hat in einer Selbsthilfegruppe begonnen. Die dort gewonnenen Erfahrungen finden nicht nur in dem zitierten Buch – einem Handbuch für Frauen, die in den Selbsthilfegruppen therapeutisch arbeiten wollen – ihren Niederschlag, sondern führen auch zu Angeboten von (nun geleitete) Gruppen im Londoner Frauenzentrum. Professionalisierung hat stattgefunden. Ähnliche Entwicklungen lassen sich auch im Umfeld von Frauenzentren in der Bundesrepublik beobachten, und dies scheint mir nicht zufällig.

Selbsthilfegruppen – gerade im psychotherapeutischen Bereich – müssen sich von Anfang an dem Problem der Kompetenz stellen.

Therapie bedeutet Anleitung und Unterstützung bei schwieriger und manchmal bedrohlicher emotionaler Selbstexploration. Dies setzt voraus, daß jemand anwesend ist, der mindestens aktuell und situativ Unterstützung geben kann, stärker und erfahrener ist. Dieses Gefälle aufzuheben und in einer Gruppe wieder in Balance zu bringen, ist schwierig. Therapeutische Selbsthilfegruppen scheinen dazu zu neigen, dieser Schwierigkeit aus dem Weg zu gehen, indem sie entweder doch feste Kompetenzstrukturen herausbilden (einige Frauen übernehmen die Therapeutenrolle) oder aber in den Themen, die bearbeitet werden, nur soweit gehen, wie alle Teilnehmerinnen einigermaßen angstfrei folgen können.

Die zweite »Lösung« bedeutet für einzelne Frauen Enttäuschung ihrer eigenen Arbeitswünsche. Die Gruppe »bringt nichts« oder nicht genug. Die Arbeit stagniert, einzelne Teilnehmerinnen steigen aus bzw. suchen dann doch professionelle Hilfe.

Die erste »Lösung« führt dazu, daß einzelne Frauen aus der Gruppe Erfahrungen in therapeutischer Arbeit sammeln und sicherer werden im Umgang mit therapeutischen Prozessen.

Schwierigkeiten, die sie in der Gruppe erleben, wecken Weiterbildungsbedürfnisse, die – wenn frau sie befriedigt – das Kompetenzgefälle zu anderen Frauen vergrößern. Auch der Wunsch, das Gelernte weiterzugeben, ist nahelegend. Professionalisierung steht an.¹²

Diese Entwicklung scheinen die Mehrzahl der Selbsthilfeprojekte genommen zu haben, eine Entwicklung, die auch deshalb in vielen Projekten von Anfang an angelegt war, weil sich in ihnen nicht nur Frauen zusammenfanden, die eigene psychische Probleme bearbeiten wollten, sondern auch Frauen, die sich von ihrer Lebenssituation her in der Übergangsphase zwischen Studium (der Psychologie, Pädagogik oder Sozialarbeit) und Berufsfindung befanden und für die Professionalisierung unmittelbar Thema war.

Auch eine solche Entwicklung von Selbsthilfegruppen ist mit Enttäuschungen und Kränkungen verbunden. Bedeutet sie doch, daß Macht und Geld (wer sich professionalisiert, muß natürlich auch bezahlt werden) doch Eingang in das Projekt gefunden haben.

Da Überlegungen, wie ich sie eben zu formulieren versucht habe, für unmittelbar Beteiligte schwer zu akzeptieren sind, bleibt für die einzelnen als Enttäuschungsbearbeitung nur Rückzug und/oder Schuldzuweisung (X hat uns für ihre Karriere mißbraucht). Das Hoffnungspotential, das einmal mit der Selbsthilfegruppe verbunden war, kann überleben, muß aber an ein neues Projekt gebunden werden. Dieses neue Projekt scheint mir »feministische Therapie« zu heißen. Was nun unter »feministischer Therapie« verstanden wird, hat sich durch die Zwischenphase der Selbsthilfegruppen allerdings gegenüber den Debatten von 1976/77 in einem wesentlichen Punkt verändert. Gerade der Punkt, an dem sich 1976 die Geister schieden, die Abhängigkeit der »Patientin« von der Therapeutin, d. h. die Frage emotionaler und ökonomisch-institutioneller Macht, scheint heute weitgehend akzeptiert zu sein.

Psychologiestudentinnen, die sich mit »feministischer Therapie« beschäftigen und dies auch als Berufsvorbereitung sehen, identifizieren sich in dieser Auseinandersetzung problemlos mit der Therapeutin. Frauen, die für die Bearbeitung eigener psychischer Probleme »feministische Therapie« suchen, haben ihre Rolle der Abhängigen und zu Heilenden bereits vorweg akzeptiert.

Ein wenig scheint es, als habe das Beiwort »feministisch« die magische Kraft, die (Therapeutin als) potentiell böse Mutter dauerhaft in eine gute Mutter zu verwandeln.

Ich habe bisher die Entwicklung des therapeutischen Interesses in der Frauenbewegung als autonomen Prozeß beschrieben – unabhängig von der Entfaltung der »Psychoszene«. Dies entspricht insofern nicht der Realität, als es natürlich Zusammenhänge gibt. Zusammenhänge, die sich schon allein dadurch herstellen, daß einzelne Frauen, die z. B. in Gesprächsgruppen oder Selbsthilfegruppen aktiv waren, auch an workshops und Therapiegruppen von psychosozialen Initiativen außerhalb der Frauenbewegung teilgenommen haben – dort einen großen Teil ihrer Anregungen und technischen Kompetenzen erhielten.

Auch wenn man sich die Materialien ansieht, mit denen vor allem die Selbsthilfegruppen experimentierten – »Getting clear« oder »Frauentherapie« – wird deutlich, daß das therapeutische Instrumentarium identisch ist mit dem, was innerhalb der Psychokultur jeweils aktuell war.

Ich habe diesen Aspekt dennoch zunächst ausgeblendet, weil mir wichtig war, zu zeigen, daß das, was heute als feministische Therapie nachgefragt wird, (auch) unmittelbares Produkt der inneren Dynamik bestimmter (Gruppen-) Arbeitsformen innerhalb der Frauenbewegung ist.

Dies ist deshalb von Bedeutung, weil so verständlich wird, daß in dem Suchen nach feministischer Therapie ein Teil der Hoffnungen und Wünsche vom Beginn der 70er Jahre mitschwingt, die in den Erfahrungen, die inzwischen gemacht worden sind, nicht eingelöst wurden, die allerdings auch femi-

nistische Therapie nicht erfüllen kann.

2. Das Versprechen der Psychokultur: Heilsein in einer nicht heilen Welt

Die klassische institutionalisierte Psychotherapie ist von der Frauenbewegung mehrfach der Kritik unterzogen worden.¹³ Aber die Erfahrungen, die Frauen mit den neueren Psychotherapieformen aus dem Umfeld der humanistischen Psychologie machten, sind bisher nicht ausreichend reflektiert worden. Auch für unsere Fragestellung lohnt es sich, einen Blick darauf zu werfen.

Die neueren, erlebnisorientierten Therapieformen (Gestalt, Psychodrama, Bioenergetik, »Körperarbeit«, TA) haben uns – als sie aus den USA bei uns ankamen – in ziemlich kurzer Zeit mächtig beeindruckt. Intensive Erlebnisse eigener Schwäche und Stärke sowie die Möglichkeit, Grenzen zu überspringen, die längst als fest akzeptiert waren (z. B. »ich kann in größeren Gruppen nicht reden«) – all dies ist in solchen therapeutischen Gruppen erfahrbar.

In ihren Grundkonzepten orientieren sich diese Therapieformen nicht an Krankheitsdiagnostiken, sondern am Leitbild der Gesundheit.¹⁴ Stärke, Gesundheit, Lebenstüchtigkeit und Lebensfreude scheinen erreichbar, wenn Blockierungen aufgehoben, alte Geschäfte erledigt und Spontaneität freigesetzt sind.

Daß mit einem solchen Konzept gerade Frauen ansprechbar sind, die sich ansonsten eher auf Depressivität, Abhängigkeit und Hilflosigkeit festgeschrieben finden, ist auf der Hand liegend, zumal es sich dabei nicht um leere Versprechungen handelt, sondern Befreiung und Autonomie in der therapeutischen Situation in der Tat erlebbar sind.

Ich möchte mich an dieser Stelle nicht mit der Frage der therapeutischen Nützlichkeit verschiedener Psychotherapierichtungen auseinandersetzen, sondern sichtbar machen, daß gerade diese neueren Richtungen ein latentes Versprechen auf Heilung und Ganzheit enthalten¹⁵, das in der begrenzten Wirksamkeit psychotherapeutischer Arbeit nicht einlösbar ist.

Neben Unterstützung und Begleitung in schwierigen Lebenssituationen haben Frauen vor allem zwei Erfahrungen mit Psychotherapie in diesem Umfeld gemacht – und dies wohl vor allem auf dem freien Markt der Psychokultur:

(1) Die neuen Erlebnisse und Ausdrucksmöglichkeiten, die in den Gruppen erfahren wurden, sind nur schwer in den Alltag integrierbar. Da, wo es gelingt, sind die damit verbundenen Gefühle weniger intensiv, die Reaktionen der Umgebung weniger warm, sondern häufig konfliktuell. Oft gelingt eine solche Integration jedoch nicht, weil die Unterstützung fehlt und/oder die alten (»bewährten«) Verhaltensmuster sich doch als stärker erweisen. Die Verarbeitung solcher Enttäuschungen läuft häufig nach dem Muster »mehr vom selben«¹⁶: Frau versucht die Erfahrungen »der Gruppe« zu wiederholen, besucht neue Wochenendseminare, probiert andere Therapieverfahren,

andere Therapeuten aus. Die therapeutische Gruppe kann so zu einem festen Bestandteil des eigenen Lebens werden (wie Urlaub und Sauna), an den intensive Gefühls- und Erlebnisanteile der eigenen Person delegiert werden.

Frauen, die diese Enttäuschung häufiger erlebt haben und sich nach wie vor nicht intakt fühlen, entwickeln allerdings auch zunehmend Skepsis der Kompetenz dieser Verfahren / Therapeuten gegenüber. Diese Skepsis ist, soweit ich es beurteilen kann, z. T. berechtigt, z. T. unberechtigt, führt aber in jedem Fall dazu, daß sich Frauen verstärkt wieder der etablierten Psychotherapie zuwenden.

(2) Die zweite, für unseren Zusammenhang viel gravierendere Erfahrung besteht darin, daß auch die neueren Therapieverfahren alles andere als frei von Sexismus sind.

Frauen erleben in therapeutischen Gruppen eine starke männliche Dominanz, spüren, daß die impliziten Wertehierarchien auch dieser Therapieformen die Hierarchie Mann – Frau widerspiegeln und finden sich von »therapiestarken« Männern in die Rolle des Sexualobjekts verwiesen.

Daß es sich bei solchen Erfahrungen nicht um Randerscheinungen der Psychoszene handelt, sondern die jeweiligen Therapiekonzeptionen sehr wohl einen Beitrag dazu leisten, habe ich an anderer Stelle (für Bioenergetik und Gestalttherapie) zu zeigen versucht.¹⁷

Auf dem Hintergrund solcher Erfahrungen sind viele Frauen zu den therapeutischen Arbeitsformen der Frauenbewegung gestoßen, haben an therapeutischen Selbsthilfegruppen teilgenommen oder auf die therapeutischen Angebote von Frauen im Umfeld der Frauenzentren zurückgegriffen.

Andere wandten sich an die institutionalisierte Psychotherapie (Kliniken, Beratungsstellen, freie Praxen), mit der klaren Vorentscheidung, eine Therapeutin zu finden.

Therapie von Frauen für Frauen – damit ist sicher ein Teil der Belastungen aufgehoben, mit denen Frauen sich an die Institution Psychotherapie wenden, vor allem wohl die Angst, gerade in der therapeutischen Situation, in der Abwehrbereitschaft reduziert ist und sein muß, Gegenstand männlicher Abwertung und sexistischer Demütigung zu werden. Auch die Empathiefähigkeit von Frauen Frauen gegenüber ist (im Sinne Devereuxs) grundsätzlich größer (wenn auch nicht in jedem Einzelfall).

Jedoch nicht alle Probleme sind damit gelöst.

Die Fähigkeit, verantwortungsvoll und taktvoll mit therapeutischer Macht umzugehen, ist nicht qua Geschlecht gegeben.

Auch Frauen arbeiten mit psychotherapeutischen Verfahren, deren sexistische Anteile zwar weitgehend benannt, aber noch nicht bis in die therapeutische Situation hinein verarbeitet sind. Dies gilt vor allem für die impliziten Werthierarchien.¹⁸

Schließlich wird auch der besten, frauenbewußtesten Therapeutin nicht jede therapeutische Beziehung glücken, so daß, auch wenn Frauen Frauen therapieren, Enttäuschungen erlebt werden, die die betroffene Frau kaum mit Gelassenheit verarbeiten kann.

Die Suche nach optimaler Psychotherapie für Frauen geht also weiter und konzentriert sich heute auf die Suche nach einem abgesicherten psychotherapeutischen *Konzept* für Frauen: Feministische Therapie ist gefragt.

3. Zum Diskussionsprozeß über feministische Therapie

Ich habe im Vorhergehenden versucht aufzuzeigen, welche Erfahrungen zum aktuellen Suchen nach feministischer Therapie geführt haben. Wichtig daran sind mir vor allem zwei Punkte:

- 1) Zum einen wird auf diesem Hintergrund verstehbar, warum der Begriff »Feministische Therapie« mit so vielen Erwartungen und Anforderungen aufgeladen ist, ohne inhaltlich sonderlich gefüllt zu sein. Feministische Therapie ist – gerade weil die Therapieerfahrungen von Frauen innerhalb wie außerhalb der Frauenbewegung von einem bestimmten Punkt an nicht mehr reflektiert worden sind – zum Träger der bisher nicht erfüllten Hoffnungen und Wünsche geworden. Feministische Therapie soll die Form von Psychotherapie sein, auf die Frau sich endlich beruhigt einlassen kann, – frei von Sexismus, wohltuend und unterstützend, von zu hohen Anforderungen entlastend und zugleich das feministische Ideal von Frau in der eigenen Person fördernd.
Daß so weitreichende Wünsche in bezug auf die Möglichkeiten therapeutischer Arbeit illusionär sind, kann bei einer solchen Verarbeitung von Erfahrungen nicht in den Blick kommen.
Gesprächsgruppen, Selbsterfahrungsgruppen, Therapie-Gruppen sind nützliche Arbeitsformen mit jeweils begrenzten Möglichkeiten, Frauen in ihren unmittelbaren Lebenskonflikten und in ihren Emanzipationswünschen zu unterstützen, sie stellen jedoch nicht selbst den Weg zu Emanzipation und Autonomie dar. – Diese relativ schlichte Erkenntnis ist ein Ergebnis der Erfahrungen der Frauenbewegung mit solchen Arbeitsformen, allerdings ein Ergebnis, das wohl erst dann wirklich zur Kenntnis genommen werden kann, wenn die Auseinandersetzung um das Verhältnis von Feminismus und Therapie wieder aufgenommen wird.
- 2) In der Geschichte der Frauenbewegung mit therapeutischen Arbeitsformen läßt sich der Punkt festmachen, an dem diese Auseinandersetzung abgebrochen worden ist.
Die Auseinandersetzung verstummt an der Stelle, an der Selbsthilfeprojekte begründet und initiiert worden sind.
Von heute aus läßt sich vermuten, warum dies erfolgte:
Einen Grund habe ich in der Beschreibung bereits angedeutet: Die Erfahrungen der Selbsthilfe-Gruppen zu reflektieren, hätte – auch – bedeutet, Enttäuschungen und Kränkungen zu verarbeiten, sowie Grenzen der eigenen Arbeit zur Kenntnis zu nehmen. Beides sind schwierige Prozesse, die viel Kompetenz und Geduld voraussetzen.
Nicht-institutionalisierte Gruppen – und sowohl die Selbsthilfegruppen

als auch die sozialen Arbeitsformen, in denen die Auseinandersetzung um Feminismus und Therapie stattgefunden haben, waren nicht institutionalisiert – sind insofern instabil, als sie durch nichts zusammengehalten werden als das gemeinsame Vorhaben.

Solche Gruppen lösen schwierige Konflikte deshalb häufig durch Auseinandergehen, was auch bedeutet durch Kommunikations- und Kontaktabbruch.

In der konkreten Situation der allmählichen Auflösung der Selbsthilfe-Projekte ist zudem noch anzunehmen, daß die Frauen, die sich therapeutisch professionalisierten und die deshalb das deutlichste Interesse an einer Weiterführung der Diskussion über feministische Therapie haben mußten, Dringlicheres zu tun hatten als zu reflektieren, wie sie eigentlich dahin gekommen waren, wo sie jetzt standen. Für sie ging es vor allem darum, sich Arbeitsplätze zu produzieren, ihren unmittelbaren Lebensunterhalt sicherzustellen und Energien freizuhaben, um eine neue Projektarbeit zu beginnen.

Wirft man einen Blick auf den inhaltlichen Stand der Diskussion 76/77, so wird darüber hinaus deutlich, daß es gerade für die Selbsthilfe-Frauen schwierig gewesen wäre, hier wieder anzuknüpfen:

In dieser Diskussion waren nicht nur gute Gründe formuliert worden, aus denen sich Frauen um ein Konzept feministischer Therapie bemühten; sondern auch die Ambivalenz eines Versuches, Stärke und Schwäche, Autonomie und Abhängigkeit von Frauen zugleich zum Ausgangspunkt eines Projektes zu machen, war bereits deutlich artikuliert worden: »Wir sehen den wesentlichen Widerspruch zwischen beiden (Feminismus und Therapie, R. G.) im kollektiven Vorgehen und der gesellschaftsverändernden Zieldefinition des Feminismus gegenüber der individuellen Problembewältigung in der Therapie. Während in der Therapie die individuellen Störungen – Resultate der zerstörten zwischenmenschlichen Beziehungen in unserer Gesellschaft – bearbeitet werden, zielt der Feminismus auf eine Aufhebung der krankmachenden Strukturen selbst hin. Daraus resultieren grundlegende Unterschiede in Form und Inhalt der Vorgehensweise.«¹⁹ Am deutlichsten wurde dieser Gegensatz auf der Beziehungsebene gesehen:

»Die gemeinsame Arbeit der Frauen (in der Frauenbewegung, R. G.) erfolgt auf der Basis von Gleichheit: aus der gemeinsamen Erfahrung von Unterdrückung entwickeln wir Formen solidarischen, partnerschaftlichen gleichberechtigten Handelns. Wir gehen in unserer Arbeit von unseren eigenen, oft sehr unterschiedlichen Bedürfnissen und Interessen aus und versuchen trotzdem, uns gegenseitig so zu akzeptieren, wie wir sind. (...) Die Therapiesituation aber spiegelt gerade die entfremdeten Verhältnisse wider, in denen als Folge der gesellschaftlichen Arbeitsteilung alle Beziehungen den Charakter von Warenbeziehungen annehmen. In der Therapie begegnen sich Klientin und Therapeutin als Funktionsträger, sie handeln die Ware Therapie: die Klientin bietet Geld, die Therapeutin Zuwendung und Wissen.«²⁰

Ich habe diese Position so ausführlich zitiert, weil sie nicht nur für einen

Rückblick wichtig ist. Sie enthält richtige Einsichten, von denen auch eine aktuelle Auseinandersetzung um feministische Therapie wieder ausgehen muß:

Mir scheinen zwei Einsichten von grundlegender Bedeutung:

1. Jede politische Arbeit in der Frauenbewegung setzt in der Tat Gleichheit als Basis voraus und erfolgt als gleichberechtigtes solidarisches Handeln. (Gleichheit als Unterdrückungserfahrung und gemeinsames Veränderungsinteresse.)

Die therapeutische Situation dagegen setzt Verschiedenheit voraus. Verschiedenheit zwischen Therapeutin und Klientin, eine Verschiedenheit, die Abhängigkeit und Macht, Angewiesenheit und Belastung auf zwei Personen polarisiert.

Dieser Widerspruch zwischen Feminismus (im engeren politischen Sinne) und Therapie ist nicht auflösbar – auch nicht durch Einbindung der Therapie in Projektzusammenhänge.

2. Das therapeutische Setting ist in der Tat Produkt einer sich auf der Basis von Arbeitsteilung differenzierenden Gesellschaft. Der therapeutischen Situation geht jede Naturwüchsigkeit und Spontaneität ab, sie kommt nur durch ein Höchstmaß an spezialisierter Kompetenz, institutioneller Differenzierung und zeitlich-räumlicher Abgrenzung zustande, und genau hierauf beruht die Möglichkeit ihrer Produktivität. Von der Seite der Klientin aus gesehen, bedeutet dies: Gerade weil die Therapeutin nicht zu ihrem Lebenszusammenhang gehört, gerade weil sie Kommunikationsmöglichkeiten gelernt hat, die im Alltag schon allein durch ein halbwegs funktionstüchtiges Taktgefühl ausgeschlossen werden, gerade weil die Therapiestunde räumlich und zeitlich ausgegrenzt ist, besteht in der therapeutischen Situation die Möglichkeit, Emotionen, Phantasien und Gedanken auszudrücken und konkret werden zu lassen, die sonst durch Lebenskonzepte, Normen und Selbstbilder in Schach gehalten werden.

Diese beiden Einsichten ernstnehmen, heißt nicht notwendig, sich von Psychotherapie abzuwenden, wie dies in der Auseinandersetzung 76/77 wohl weitgehend gesehen wurde. Es bedeutet jedoch sehr wohl, daß auch die individuellen, auf den persönlichen Bereich bezogenen Emanzipationswünsche nicht an Therapie delegiert werden können.

Konkret: Wir müssen uns abgewöhnen, therapeutisches Handeln und politisches Handeln zu verwechseln. Und wir müssen uns abgewöhnen, in der therapeutischen Beziehung ein emanzipatorisches Beziehungsmodell zu vermuten.

Wenn wir zudem davon ausgehen, daß Psychotherapie eine Innovation patriarchaler Gesellschaften ist, deren Notwendigkeit und Wünschbarkeit jenseits einer solchen gesellschaftlichen Formation durchaus in Frage steht, dann kann es in der Diskussion um feministische Therapie auch nicht darum gehen, ein irgendwie geartetes Modell authentischer Frauentherapie zu entwickeln.

Es geht eher darum, die bereits vorhandene Praxis – Frauen haben Therapiebedürfnisse, und Frauen bieten therapeutische Hilfe an – in die bereits erarbeiteten theoretischen, praktischen und politischen Positionen der

Frauenbewegung einzubinden.

Diesem Frageinteresse gelten die Überlegungen, die ich im folgenden zur Diskussion stellen möchte – durchaus in der Absicht, die Diskussion um Feminismus und Therapie neu zu entfachen.

4. Feminismus und Therapie – ein Klärungsversuch

Das Nachdenken über den bisherigen Diskussionsprozeß über Feminismus und Therapie führt in erster Linie zu Desillusionierungen über die Möglichkeiten psychotherapeutischer Arbeit. Wichtigstes Ergebnis scheint mir zu sein, daß die Selbstverwirklichungswünsche von Frauen nicht an Therapie delegiert werden können. Dies gilt sowohl für persönliche Emanzipationswünsche einzelner Frauen als auch für soziale Utopien des Umgangs miteinander, für die sich die therapeutische Beziehung als Modell nicht eignet.

Desillusionierung hat – wie immer so auch hier – den Vorteil, daß die Auseinandersetzung mit mehr Nüchternheit wieder begonnen werden kann und daß Klärungen möglich werden.

Ich möchte an zwei Punkten mit einem solchen Klärungsversuch beginnen, die sich in Gesprächen und Diskussionen als brisant erwiesen haben. Es geht um die Frage der äußeren Einbindung psychotherapeutischer Arbeit und um die Frage nach einem ausgearbeiteten Konzept für feministische Therapie.

(1) Zur Organisationsform therapeutischer Arbeit: *Autonome Projektarbeit versus Arbeit in Institutionen*

Die Kontroverse, ob autonome Projektarbeit oder Arbeit in Institutionen, zieht sich durch sämtliche Arbeitsrichtungen, mit denen sich die Frauenbewegung auseinandergesetzt hat.

Konkretisiert auf den Bereich der Psychotherapie stehen im Zusammenhang mit dieser Frage drei Organisationsformen der therapeutischen Arbeit zur Wahl: die Arbeit in autonomen Projektgruppen (Frauentherapie- und Beratungszentren), die Gründung einer psychotherapeutischen (Gruppen-)Praxis und die Arbeit in bestehenden Beratungsdiensten oder Kliniken.

In Diskussionen über feministische Therapie kristallisierte sich häufig eine Zuordnung von feministischer Position und bevorzugter Organisationsform heraus:

Eine dem Selbstverständnis nach radikale feministische Position verbindet sich häufig mit hohen Erwartungen an (feministische) Therapie und favorisiert als Organisationsform autonome Projektarbeit. Demgegenüber erscheinen die Frauen, die in bestehenden Institutionen arbeiten, als »angepaßt« und weniger klar in ihren inhaltlichen Positionen.

Ich halte diese Polarisierung für sachlich unangemessen.

Nicht nur, weil in der Praxis die Frage nach dem Rahmen der Arbeit häufig eher durch andere Mechanismen entschieden wird als durch die inhaltliche Position der betreffenden Frau.²¹

Sondern auch, weil in einer solchen Zuordnung die Vorstellung steckt, autonome Projektarbeit könne sich eher und mit weniger Kompromissen der Auseinandersetzung mit patriarchaler Macht entziehen.

Mir scheint es aber vielmehr so zu sein, daß die Wahl der Organisationsform die *Ebene* der Auseinandersetzung bestimmt, denn über die Frage der Finanzierung ist die Notwendigkeit der Auseinandersetzung in jedem Fall gegeben.

Autonome Projektarbeit bietet unter diesem Gesichtspunkt den Vorteil, Konflikte mit männlichen Kollegen, Reglementierungen durch Bürokratie sowie fachlich einschränkende Weisungsbefugnisse vor der Tür zu lassen. Die Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Macht findet jedoch statt in dem harten Kampf um öffentliche Anerkennung und öffentliche Zuschüsse, in der Abwehr fachlicher Diskriminierung und in der Kompromißwirtschaft zwischen Bezahlung und »Ehrenamtlichkeit« von Frauenarbeit.

Bei Frauen, die in freien Praxen arbeiten, verschiebt sich ein Teil der Konflikte auf die Auseinandersetzung mit den Versicherungsträgern und/oder dem freien Markt. Die Möglichkeit in einer solchen Arbeit sich auch ökonomisch abzusichern, hängt zudem von der Überweisungsbereitschaft anderer »Dienste« ab. Hier müssen – wie mir scheint, notwendig – Kompromisse geschlossen werden.

Im institutionalisierten Beratungs- und Therapiebereich sind die Konfliktfronten für engagierte Frauen bisher am deutlichsten benannt: Die Einrichtungen sind selten emanzipatorischen Interessen zu verdanken, sie sind eingebunden in »männliche« Kontrollapparate und unterliegen vielfältigen sogenannten Sachzwängen. Institutionelle Arbeit hat jedoch immerhin zwei unmittelbare Vorteile: auch die Finanzierung ist institutionell abge»sichert«, was u. a. bedeutet: nicht jede einzelne Handlung muß unter ökonomischen Interessen gesehen werden. Zum anderen stehen Beratungs- und Therapieeinrichtungen, die entweder direkt über den Träger oder indirekt über die Krankenkasse gesellschaftlich finanziert werden, in der Regel auch ökonomisch Schwächeren zur Verfügung was gerade für die Arbeit mit Frauen kein unwesentlicher Aspekt ist.

Ich möchte nicht behaupten, daß die Konfliktebenen gleichwertig und damit austauschbar sind, sondern nur deutlich machen, daß es bei keiner Organisationsform möglich ist, »machtfreie« Räume zu produzieren und daß in jedem Arbeitsrahmen die Konflikte und Schwierigkeiten groß genug sind, um das Experiment »Therapie von Frauen für Frauen/ unter feministischer Perspektive« auch scheitern zu lassen.

Da auch weibliche Therapeuten für Allmachtsphantasien anfällig sind, hat eine solche Perspektive auch eine heilsame Seite.

Sie sollte für die weitere Diskussion jedoch vor allem die Konsequenz

haben, daß Reflexion der *Erfahrungen* mit verschiedenen Organisationsformen Teil der Debatte wird.

Dann sind vielleicht in absehbarer Zeit einige Fragen beantwortbar, wie:

- Welche therapeutischen Prozesse sind unter welchen Rahmenbedingungen möglich?
- Mit welchen Problemen wenden sich Frauen an welche Einrichtung?
- Wo liegen die Grenzen der jeweiligen Arbeitsmöglichkeiten?

Ich halte Antworten auf diese Fragen deshalb für wichtig, weil sie Kooperationsmöglichkeiten eröffnen.

Doch auch für die therapeutische Arbeit selbst hat eine solche Sicht Konsequenzen. Mir scheint es notwendig, die Schwierigkeiten und Grenzen (nicht nur quantitativer Art), die sich aus der Organisationsform der Arbeit ergeben, auch der einzelnen Frau gegenüber, die Therapie für sich wünscht, weitmöglichst transparent zu machen. Das vergrößert den Entscheidungsspielraum der Betroffenen und entlastet das Arbeitsbündnis zwischen Therapeutin und Klientin.

(2) *Feministische Therapie – ein eigenständiges therapeutisches Konzept?*

Im aktuellen Suchen nach »feministischer Therapie« geht es zentral um ein eigenständiges theoretisches Konzept psychotherapeutischen Handelns, aus dem sich die Praxis feministischer Therapeutinnen einigermaßen gesichert ableiten läßt.

Für mich stellt sich jedoch zunächst die Frage, ob es feministische Therapie als besondere therapeutische Schule überhaupt geben kann.

Hierzu zwei Überlegungen:

Die erste Überlegung ist theoretischer Art. Was meinen wir in dieser Diskussion mit »feministisch« und um was handelt es sich eigentlich bei Psychotherapie?

Psychotherapie ist eine kulturelle Innovation, die in den hochindustrialisierten Ländern eine Geschichte von ca. 100 Jahren hat. Sie bezieht sich auf ein relativ komplexes Geschehen, das auf Problembereiche differenzierter Gesellschaften antwortet. Wichtig daran für unsere Überlegungen ist zunächst, daß es sich bei Therapie nicht um ein einfaches soziales Phänomen handelt, das von seiner Produktionsgeschichte problemlos ablösbar wäre.

Ich möchte an dieser Stelle keinen Rekonstruktionsversuch machen, sondern nur die wichtigsten Merkmale des sozialen Systems Psychotherapie benennen, weil sich daraus die Richtung einer feministischen Auseinandersetzung mit Therapie bestimmen läßt:

»Psychotherapie« läßt sich bestimmen²² als ein Interaktionsprozeß zwischen zwei Personen (Einzeltherapie) bzw. mehreren Personen (Gruppentherapie).

rapie), mit dem Ziel, psychische Probleme der einen Seite (Klientin) zu beseitigen oder zu erleichtern. Diese Interaktion basiert auf klarer Rollenteilung und setzt theoretische Annahmen über die menschliche (männliche/weibliche) Psychodynamik (zumindest auf der Therapeutenseite) voraus. Der therapeutische Prozeß ist wesentlich durch (methodisch kontrollierte) Interventionen des Therapeuten/der Therapeutin bestimmt.

Schon aus diesen Merkmalen läßt sich ableiten, daß Psychotherapie nicht ausschließlich aus der therapeutischen Situation besteht. Damit die Situation zustandekommt, ist therapeutisches Wissen (Diskursproduktion sowie individuelle Aneignung = Ausbildung) erforderlich. Zudem setzt die einzelne Situation bereits soziale Zuschreibungs- und Definitionsprozesse voraus, die die Rollenverteilung als stabile inszenierbar machen.

Daß psychische Probleme in unserer Gesellschaft ein Ausmaß und eine Diffizilität annehmen, daß sie einer so hochspezialisierten Bearbeitungsform bedürfen, ist ein Ergebnis gesellschaftlicher Isolierungsprozesse sowie Ausdruck gesellschaftlicher Hierarchisierung, die soziale Lasten und Defizite ungleich verteilt.

Psychotherapie ist also, sozialhistorisch gesehen, eine gesellschaftliche Innovation, die in ihrer inhaltlichen Zielsetzung der individuellen Linderung sozialer Kosten dient.

Wenn wir diese abstrakte Überlegung auf die Arbeit mit Frauen beziehen, wird unmittelbar sichtbar, welche »sozialen Kosten« es zu verarbeiten gilt: Frauen sind auf Grund der Arbeitsteilung unserer Gesellschaft Träger der Reproduktionslasten, ihnen wird ein geringeres Maß an Selbstbestimmung zugestanden als Männern, sie sind in weit größerem Maße als Männer von Armut betroffen und sollen – folgt man den gesellschaftlichen Leitbildern – Passivität, Emotionalität, Fürsorglichkeit und Sensibilität zu Elementen ihres Selbstbildes machen, womit die Ferne von gesellschaftlicher Macht abgesichert ist.

Psychotherapeutische Bearbeitung von Problemen, die in einem solchen Grundmuster entstehen, führt nicht zu sozialen Veränderungen, sondern dient der Überlebensfähigkeit einzelner Frauen. Die Bearbeitung selbst erfolgt in einer sozialen Institution, die auf Hierarchisierung beruht. Der theoretische Hintergrund (Menschenbild, Annahmen über Psychodynamik und deren Beeinflussbarkeit) kann nur aus dem Wissen stammen, das wir unter ebendenselben gesellschaftlichen Bedingungen (mit ebendenselben sozialen Kosten für Frauen) zur Verfügung haben.

Die soziale Institution Psychotherapie hat in ihrer 100jährigen Geschichte in einem eher mühseligen Prozeß Detailwissen herausgearbeitet, mit dem sich die komplexe psychotherapeutische Situation halbwegs bewältigen läßt. Dieses Wissen jedoch ist patriarchal produziert und strukturiert.

Dennoch: Genauso wenig wie es möglich ist, ein nicht-patriarchal geprägtes Konzept weiblicher Identität aus dem Boden zu stampfen, scheint es mir möglich – quasi im Neuanfang – therapeutisches Wissen frei zu produzieren. Im Gegenteil: für die hochstrukturierte psychotherapeutische Arbeit ist frau auf jede Erkenntnis und Klarheit angewiesen, die vorhanden ist.

Was bedeutet in einer solchen Situation eine feministische Perspektive? In erster Linie scheint es mir um eine spezifische Aneignungsweise und Arbeitsperspektive zu gehen:

»Feminismus ist eine Theorie, die alle Bereiche des Menschenbildes betrifft und den patriarchalen Gehalt aller kulturellen Hervorbringungen des Mannes (der sich traditionell als Mensch schlechthin definiert) bloßlegt und kritisiert... Feministische Wissenschafts- und Kulturkritik ist jedoch nur der erste Teil unserer Aufgabe. In einem zweiten Schritt sind Gegenentwürfe zum Bestehenden zu entwickeln, in denen der weibliche Standpunkt autonom und gleichberechtigt zum Ausdruck kommt.«²³

Konkretisiert auf die Psychotherapie scheint mir das zu bedeuten:

- Kritische Durchsicht der eigenen theoretischen Konzepte und Instrumentarien unter Benützung aller Ergebnisse, die feministische Theoriebildung bisher produziert hat
- Kritik der Menschenbilder und Wertehierarchien aller »erfolgreichen« psychotherapeutischen Schulen
- Reflexion des therapeutischen Settings unter dem Gesichtspunkt, daß es sich hierbei um männliche Aneignung traditionell weiblicher Tätigkeiten handelt
- selbständige Reflexion der eigenen Erfahrungen in der psychotherapeutischen Arbeit und das Vertreten eigener Standpunkte in der Auseinandersetzung um die Weiterentwicklung von Psychotherapie.

Demgegenüber halte ich feministische Therapie als gesonderte Schule neben anderen für eine Sackgasse.

Einem solchen Beispiel »feministischer Psychotherapie« gilt meine zweite Überlegung.

Die, so weit ich weiß, ausgearbeitetste Fassung eines eigenen Konzepts feministischer Therapie ist von Luise Eichenbaum und Susie Orbach vorgelegt worden.²⁴

Das Konzept entstammt der Praxis des Frauentherapiezentrum London (gegr. 1976), einer zunächst autonomen, dann öffentlich geförderten Einrichtung für Frauentherapie. Aus der Tradition der CR-Gruppen kommend, haben die beiden Autorinnen zunächst mit Verfahren der neueren erlebnisorientierten Psychotherapie experimentiert, stießen dann in ihrer Arbeit auf die zentrale Bedeutung frühkindlicher Erfahrungen, nahmen, um diese angemessen bearbeiten zu können, Impulse der Psychoanalyse auf und entschlossen sich schließlich, psychoanalytische Verfahren zur Basis ihrer Arbeit zu machen.

Aus den Erfahrungen, die die Autorinnen in dieser Arbeit gemacht haben, teilen sie eine Reihe auch für unsere Diskussion nützlicher Ergebnisse mit, z.B. die Notwendigkeit kontinuierlicher Supervision, die im Londoner Zentrum erfolgreich nach dem Modell der CR-Gruppen organisiert wird.

Sie stellen in ihrem Buch jedoch auch ein psychodynamisches Erklärungsmodell weiblicher Psyche zur Diskussion, an dem sich meiner Meinung nach die Grenzen eines solchen Versuchs grundsätzlich deutlich machen lassen:

Grundlage des Erklärungsmodells sind zwei Annahmen:

- die psychische Disposition eines Menschen wird in den ersten Lebensjahren geprägt.
- Diese Prägung erfolgt in unserem Kulturkreis in der Familie.

Auf dieser Basis wird dann die Identitätsbildung des kleinen Mädchens thematisiert, für die sich die Beziehung Mutter-Tochter als zentral erweist:

»Die psychische Entwicklung beginnt bei der Geburt und vollzieht sich im Zusammenhang der Beziehung, die der Säugling zu seiner Betreuerin hat. Die psychische Entwicklung der Frau wird also in der Mutter-Tochter-Beziehung gestaltet; diese ist die entscheidende Beziehung für die Ausbildung der weiblichen Psyche.«²⁵

Im Rahmen dieser Grundannahmen (die im weiteren dann differenziert und spezialisiert werden) spielen sich sämtliche psychodynamischen Erklärungen der angeführten Fallgeschichten ab.

Gegen ein solches psychodynamisches Erklärungsmodell sind eine Reihe von Einwänden formulierbar:

Zunächst einmal handelt es sich um eine grandiose Simplifizierung psychischer Prozesse. Denn selbst wenn alle Einzelbehauptungen richtig sind (frühkindliche Erfahrungen prägen die Psyche, der zentrale Ort hierfür ist die Familie, die Beziehung zur Mutter ist die entscheidende), läßt sich daraus kein Ableitungsmodell entwickeln. Es wäre immer noch wichtig zu sehen, wie spätere Erfahrungen frühe Erfahrungen modifizieren und differenzieren, wie sich Familienerfahrung mit Umwelterfahrung vermittelt und wie die Beziehung Mutter-Tochter ins konkrete Beziehungsumfeld einzuordnen ist.

Aber auch die Akzentuierung der Einzelaussagen scheint mir auf einem falschen Gedankengang zu beruhen. Werden doch zentrale Themen der Frauenbewegung zu Erklärungshypothesen psychischer Prozesse gemacht. Weibliche Identität und die Beziehung Tochter-Mutter waren gerade Anfang der 80er Jahre favorisierte Themen innerhalb der Frauenbewegung. Sie hatten dort vor allem die Bedeutung, sich biografisch der eigenen Wurzeln zu vergewissern und Differenz in der Kontinuität (zu den Müttern) zu verstehen; die Suche nach weiblichen Identitätskonzepten hatte darüberhinaus den Sinn, kulturelle Identitätszuschreibungen abzuwehren.

Übernimmt man dieselben Themen als psychodynamische Erklärungshypothesen, so bekommen sie eine völlig andere Bedeutung: Die Beziehung Mutter-Tochter wird zur Bastion patriarchaler Herrschaft in der weiblichen Psyche. Weibliche Identität wird zum Transportmittel weiblicher Unterlegenheit.

Ich will nicht bestreiten, daß sowohl weibliche Identität als auch die Beziehung zur Mutter als problematische Erfahrungen wichtige Themen psychotherapeutischer Arbeit sind. Als Grundannahmen eines psychodynamischen Erklärungsmodells halte ich allerdings beides für untauglich.

Wohin ein solches Erklärungsmodell führt, läßt sich an der jüngsten Veröffentlichung der beiden Autorinnen belegen. »Was wollen die Frauen?«²⁶ trägt Therapieerfahrungen zum Thema Abhängigkeit von Männern und

Frauen zusammen.

Die Männer und Frauen, die in den Fallskizzen vorkommen, erscheinen nun gänzlich von ihren Müttern geprägt, wobei die Männer vorwiegend von reizenden Müttern großgezogen wurden, die nur manchmal des Guten zuviel taten, während die Frauen vorwiegend an garstige Gestalten gerieten, die entweder feindselige Kälte oder klebrige Gier verbreiteten.

Das anvisierte Konzept feministischer Therapie verkommt so zu einer Neuauflage der These vom heimlichen Matriarchat bzw. stimmt ein in das Lied von der ewigen Schuld der Mütter.

Ich halte ein solches Ergebnis nicht für zufällig.

Und es ist auch nur z.T. der theoretischen Unreflektiertheit der beiden Autorinnen zuzurechnen.

Es kommt auch dadurch zustande, daß Luise Eichenbaum und Susie Orbach die Inhalte begrenzter therapeutischer Erfahrungen zu einem eigenständigen theoretischen Konzept extrapolieren und thematische Zentrierungen der Frauenbewegung in Form von Dominanzentscheidungen in ihr Konzept weiblicher Psyche übernehmen. Die klinische Erfahrung anderer Therapieschulen wird als Korrektiv nicht hinzugezogen und die kultur- und sozialhistorische Relativität therapeutischer Inhalte wird nicht bedacht.

Feministische therapeutische Arbeit kann jedoch an einer solchen Vorstellungsverengung nicht interessiert sein, sondern müßte auf Grund der Ergebnisse anderer feministischer Forschungsrichtungen ihren Akzent im Gegenteil besonders auf die kulturhistorische Vermitteltheit psychodynamischer Prozesse setzen.

Ich habe das Konzept von Eichenbaum/Orbach nicht aufgegriffen, weil ich den Eindruck habe, daß dieses Konzept in der aktuellen Auseinandersetzung in der BRD große Chancen hätte (ich habe im Gegenteil bisher nur kritische Stimmen dazu gehört).

Es geht mir eher darum, sichtbar zu machen, daß die Autorinnen einer Verführung erlegen sind, die in der therapeutischen Arbeit besteht, nämlich der Verführung, eigene therapeutische Erfahrungen zu Theoriekonzepten zu extrapolieren, statt sich auf den komplizierten Weg einer feministischen Kritik der bisherigen Tradition von Psychotherapie einzulassen.

Dies allerdings halte ich für erforderlich.

ANMERKUNGEN

1 Hilge Landweer, Politik der Subjektivität, Anmerkung 5, in: Großmaß/Schmerl (Hrsg.), Philosophische Beiträge zur Frauenforschung, Bochum 1981, S. 34.

2 s. Frauenjahrbuch 76 sowie Angelika C. Wagner, Frauengesprächsgruppen –

- Beschreibung, Regeln, Themen, in: A. Vesel Mander / Anne Kent Rush, Frauentherapie, München 1976, S. 128-139.
3. Wagner, a.a.O. S. 129.
 4. A. Wagner schätzt 1976 bereits 300-500 solcher Gruppen in der BRD.
 5. s. hierzu den Beitrag von Gudrun Scholz in diesem Heft.
 6. Psychologinnengruppe München, Spezifische Probleme von Frauen und ein Selbsthilfensatz, in: Keup / Zaumseil (Hrsg.), Die gesellschaftliche Organisation psychischen Leidens, Frankfurt 1978, S. 221-264, hier: S. 247.
 7. Die erste Auseinandersetzung mit Psychotherapie (v. a. Psychoanalyse) war früher erfolgt – in erster Linie als Patriarchatskritik. S. hierzu: J. Mitchell, Psychoanalyse und Feminismus, Frankfurt 1976; S. d. Beauvoir, Das andere Geschlecht, Hamburg 1968; S. Firestone, Frauenbefreiung und sexuelle Revolution, Frankfurt 1975.
 8. »Getting clear« (v. Anne Kent Rush, München 1977) und »Frauentherapie« (v. Anica Vesel Mander u. Anne Kent Rush, München 1976) waren um 1980 Bestseller der »Frauenliteratur« in der BRD
 9. »Selbsthilfe Therapie« ist der Titel eines Buches der beiden Britinnen Sheila Ernst und Lucy Goodison (München 1981), das das methodisch reflektierteste Konzept für therapeutische Frauenselbsthilfegruppen anbietet.
 10. Psychologinnengruppe München, a.a.O., S. 254.
 11. s. hierzu: Frauen. Frauenjahrbuch 77, München 1977, S. 180-202.
 12. Am deutlichsten ist diese Entwicklung von Luise Eichenbaum und Susie Orbach vollzogen worden. Die Professionalisierung geht bis zur Ausarbeitung eines theoretischen Konzeptes von feministischer Therapie und bis zur Gründung eines Aus- und Weiterbildungsinstitutes für feministische Therapeutinnen. S. L. Eichenbaum / S. Orbach, Feministische Psychotherapie, München 1984.
 13. Exemplarisch sei hier verwiesen auf Phyllis Chesler, Frauen das verrückte Geschlecht, Hamburg 1974; Psychologinnengruppe München, a.a.O., S. 247-249.
 14. Mit zunehmender Institutionalisierung dieser Psychotherapierichtungen sind inzwischen auch Diagnostiken entwickelt worden.
 15. Dieses latente Versprechen wird in der Psychoszene in solchen Gruppierungen manifest, die das Menschenbild therapeutischer Konzeptionen zum Weltbild ausbauen und den therapeutischen Interventionsstil zur sozialen Umgangsform machen: Das Individuum – aufgehoben im »warmen« Klima der therapeutisierten Kommune oder Projektgruppe – fühlt sich resistent gegen die Unbillen der Welt und glaubt die Sozialität könne gesunden wie das Individuum. C. Rogers Vorschlag, den Mächtigen dieser Welt GT beizubringen, damit Empathie an die Stelle des kalten Krieges tritt, ist der großväterlich-naive Ausdruck einer solchen Welt-sicht.
 16. Dieses Muster hat in den psychischen Konflikten von Frauen eine lange Tradition. S. hierzu: Münchener Psychologinnengruppe, a.a.O., S. 233-238.
 17. S. Psychologie und Gesellschaftskritik 26/27, Schwerpunktheft »Frauen und Psychologie«, 7. Jg. Heft 2/3, 1983, S. 46-68.
 18. Am weitesten bearbeitet ist dieses Problem heute (vielleicht überraschenderweise) innerhalb einiger Richtungen der Psychoanalyse – vermutlich auf Grund der längeren Professionalisierungsphase von Frauen in dieser psychotherapeutischen Richtung.
 19. Annemarie Blessing u. a., Anmerkungen zur feministischen Therapie, in: Frauen. Frauenjahrbuch 77, S. 197.

20. Annemarie Blessing u. a., a.a.O., S. 198.
21. Ob jemand in einer psychologischen Praxis arbeiten kann, hängt (auf Grund der Abrechnungsbestimmungen) von der formalen Qualifikation ab. Ob die Anstellung in einer Beratungseinrichtung oder Klinik in Frage kommt, reguliert der enge (und Frauen benachteiligende) Arbeitsmarkt. Ob ein autonomes Projekt realisierbar ist, hängt wesentlich davon ab, wie tragfähig die örtliche »Frauenkulturszene« ist. So kommen nur wenige Frauen überhaupt in die Situation, ihren Arbeitsplatz wählen zu können.
22. Diese Definition erfolgt in Anlehnung an die Beschreibung von »Psychotherapie« im »Handwörterbuch der Psychologie« (hrsg. v. R. Asanger und G. Wenninger), Weinheim / Basel 1982. S. dort S. 394-407.
23. Luise F. Pusch in: Feminismus. Inspektionen der Herrenkultur (hrsg. v. L. Pusch), Frankfurt 1983, S. 14.
24. Luise Eichenbaum / Susie Orbach, Feministische Psychotherapie, a.a.O.
25. Eichenbaum / Orbach, Feministische Psychotherapie, a.a.O., S. 35.
26. Luise Eichenbaum / Susie Orbach, Was wollen die Frauen? Hamburg 1986.

IV. ARBEIT MIT FRAUEN IN DER STUDENTENBERATUNG

Gudrun Scholz-Kerpen

Durch Reden etwas verändern?

Über Gesprächsgruppen mit studierenden Frauen

Vorbemerkung

Die Gesprächsgruppen mit Studentinnen, über die ich hier berichte, stellen einen der Schwerpunkte innerhalb der Arbeit des Büros für Studienberatung dar. Abgesehen von der allgemeinen und der auf bestimmte Fächerzonen bezogenen Studieninformation und -beratung widmet sich jede/r Mitarbeiter/in noch einem Projektbereich, nämlich dem »Abituriententag«, den »Studieneinführungswochen«, der »Psychologischen Beratung« bei studienbezogenen persönlichen Problemen, insbesondere Lern-, Arbeits- und Prüfungsschwierigkeiten sowie der »Gruppenberatung«, insbesondere als Gesprächsgruppen für studierende Frauen. Diesen Schwerpunkt habe ich entwickelt, da ich dafür aufgrund meiner bisherigen Tätigkeiten (Betreuung eines Tutorienprogramms in einem Fachbereich sowie Tutorienarbeit und gruppenpsychologische Aufgaben in einem Hochschuldidaktischen Zentrum) am besten qualifiziert war und er das bisherige Angebot der Studienberatungsstelle in Gießen sinnvoll erweiterte.

I. Die Lage: was soll denn durch Reden bewußt und letztlich auch verändert werden?

Daten über die Beteiligung der Frauen am und ihre Befindlichkeit im Studium (Motivation, Abbrecherquote, Persönlichkeitsentwicklung, Arbeitsverhalten), soz. die »objektive« Seite der Situation studierender Frauen setze ich als bekannt voraus (nachzulesen z.B. bei Sommerkorn, Krüger/Steinmann und in neueren HIS-Veröffentlichungen). Die »subjektive« Seite dieser Situation möchte ich dagegen durch ein paar Originalaussagen von Studentinnen veranschaulichen. Diese zitiere ich zwar aus einer Untersuchung von Wöller, sie könnten aber genauso gut aus Gesprächen in den von mir initiierten Frauengruppen stammen. Diese Aussagen zeigen die wahrgenommene subjektive Realität und diese ist ebenso real wie die objektive Situation!

Zum Stichwort: »Verlorenheit / Selbstzweifel / Unzufriedenheit mit Arbeitsleistung«

(weibl., 6. Sem., Sozialwiss., Gruppe 9): »Ich glaube, Mädchen sind eben mehr auf Anpassung hin erzogen worden, und dadurch haben sie dann auch mehr Schwierigkeiten, in Diskussionen sich durchzusetzen und zu reden, und sie werden auch mit dem Konkurrenzverhalten schwerer fertig ... zwar haben die Jungen auch ihre Schwierigkeiten, aber die sind viel früher darauf getrimmt, die zu unterdrücken und Mechanismen zu entwickeln ... für mich ist das so'n ganz typisches Beispiel: Ironie. Mit Ironie hat man ganz schöne Abwehrmechanismen und kann man andere ganz schön fertigmachen – mir ist aufgefallen, daß Jungens das wesentlich öfters machen, diesen ironischen Unterhaltungsstil und daß Mädchen da meist ziemlich hilflos drauf reagieren und sehr verletzt werden dadurch ...« (S. 265)

(männl., 9. Sem., Sozialwiss., Wintersemester): »Ich glaube, daß es Mädchen unheimlich schwerfällt, selbst wenn sie die gleichen Leistungen erbringen, daraus ein gleiches Selbstbewußtsein oder gleiche Befriedigung zu ziehen ...« (S. 266)

(weibl., 8. Sem., Pol./Sport, Sommersemester-Gruppe): »... also z.B. in den naturwissenschaftlichen Fächern vor allem, da ist es meiner Meinung nach so, daß von Frauen doch mehr erwartet wird. Die müssen nämlich sozusagen beweisen, daß sie das Recht haben, da auch zu sitzen ... müssen beweisen, daß sie auch die Begabung und die Intelligenz haben, – so hab' ich das jedenfalls sehr stark empfunden und das hat mir große Schwierigkeiten gemacht, das ist in so'nem Fach wie Pädagogik vielleicht wieder anders ...«

(weibl., 5. Sem., Deutsch/Sozialkunde, Gruppe 4): »... (Schweigen in Seminaren) ... ja ich glaube, daß die Mädchen meinen, sie müßten »mehr bringen«, um überhaupt die Berechtigung zu haben, zu sprechen, ne. Und die bestätigt sich auch oft. Mir ging es am Anfang auch so, daß ich merkte, wenn ein anderes Mädchen, ein Mädchen sprach, daß ich mich dann viel leichter einbringen konnte, als wenn da nur Männer sprachen, daß ich mich denen (den Männern) von vornherein unterlegen fühlte ...« (S. 267)

Zum Stichwort: »Äußere und innere Vorurteile«

(weibl., 7. Sem., Deutsch/Sozialkunde, Gruppe 7): »... ja, also ich arbeite jetzt grundsätzlich nur in Arbeitsgruppen mit Männern zusammen, höchstens noch eine Frau, sobald mehr Frauen da sind, kann ich's nicht ... das ist wahnsinnig schwer zu greifen ... ich habe den Eindruck, daß Frauen untereinander oft kritischer sind ... und daß ich mich dadurch vielleicht ein bißchen mehr angegriffen fühle. Die Ursachen liegen vielleicht einfach darin, daß man das nicht gelernt hat, daß Frauen auch 'ne solidarische Gruppe sind.«

(weibl., 11. Sem., Französisch/Deutsch, Gruppe 7): »... nee, also wenn ich in einer reinen Frauengruppe bin, dann geht das, aber wenn nur ein, zwei Männer dabei sind, dann kommt das, bei mir zumindest, zu einem unheimlichen Konkurrenzdenken, daß ich mich dann versuche, von den anderen abzusetzen und besser zu sein als die anderen, das kommt dann ganz automatisch. Und ich bin auf jeden sauer, der einen besseren Satz sagt als ich.«

(weibl., 5. Sem., Chemie/Sozialkunde, Gruppe 6): »... Frauen werden ja doch in erster Linie danach eingeschätzt, wie sieht sie aus, und nicht danach, was sie sagt. ... beim Mann dagegen da achte ich doch darauf, ob ich mich damit identifizieren kann, ob das richtig ist, was er sagt und so; und ich mache bei den Frauen das Gleiche, aber die Männer machen das bei uns (Frauen) nicht, ne.« (S. 272)

Zum Stichwort: »Interrollenkonflikt«

(weibl., 6. Sem., Sozialwissenschaften, Gruppe 9): »Ich sehe da schon Unterschiede zwischen den Geschlechtern, die Frau ist eben nicht so vorbereitet, hat nicht so viele Interessen entwickelt, und auch nicht ... rational zu handeln, ich meine so die Mechanismen, die da so vorherrschen, gelernt hat ... und da habe ich dann den Eindruck, daß Mädchen dann auch nachgiebiger und anpassungsfähiger sind, und daß sie dann in der Diskussion auch Schwierigkeiten haben, sich durchzusetzen und zu reden und ja und generell so mit dem Konkurrenzverhalten fertig zu werden, obwohl auch Männer so Schwierigkeiten haben, aber die sind schon frühzeitig dazu erzogen worden, Mechanismen zu entwickeln und die zu unterdrücken ...« (S. 268)

(weibl., 5. Sem., Russisch/Mathematik, Gruppe 6): »Sie müssen ja die widersprüchlichen Anforderungen unter einen Hut kriegen. Also, sie müssen auf der einen Seite tatsächlich in Seminaren da unheimlich ihre Emotionen und alles Mögliche beiseite lassen; ja nicht irgendwie sagen, was man selbst darüber denkt und was man noch dazu darüber fühlt, und auf der anderen Seite, wenn sie aber jetzt sich ganz darauf einstellen (auf den männlich geprägten Universitäts-Stil), dann sagen wir mal, auch sonst so sind, dann wird ihnen wieder vorgeworfen, oder sie werfen sich das vielleicht auch selbst vor, daß sie eben gar nicht mehr weiblich sind, oder ja, jedenfalls Identitätsschwierigkeiten haben.« (S. 269f)

Zum Stichwort: »Leidensdruck empfinden und äußern dürfen«

(weibl., 9. Sem., Deutsch/Sozialkunde, Gruppe 7): »Also ich glaube, daß Frauen durch ihre Sozialisation eher darauf vorbereitet sind, solche Probleme überhaupt wahrzunehmen und sich mit denen auseinanderzusetzen, insofern ... und daß Jungens eher so erzogen sind, daß es darauf ankommt, daß sie was leisten ... nicht aber, sich mit persönlichen Sachen auseinanderzusetzen, auch daß sie keine Schwächen zugeben können ...« (S. 280)

Zum Stichwort: »Familienleitbild«

(weibl. 5. Sem., Biologie/Englisch, Gruppe 3): »Also wenn man so von der Rolle ausgeht, also Männer mehr für das Rationale, Frauen mehr für das Emotionale, und Männer mehr für Karriere und Beruf, (dann muß man doch sagen), daß die Anforderungen und Leistungsnormen, die gestellt werden an der Uni, eben den Normen eher entsprechen, in denen die Männer schon erzogen worden sind bis dato und daß es uns Frauen da tatsächlich schwerer fallen muß, uns da einzupassen, obwohl man durch Abitur usw. schon ein bißchen in die Richtung geschubst worden ist ...« (S. 272)

(weibl., 4. Sem., Deutsch/Politik, Gruppe 5): »... (aber) die Probleme, die sich den Frauen da stellen, sind doch auf einer anderen Ebene, wie z. B. gerade so Frauen, die sich emanzipieren wollen, die halt irgendsoein Ideal von sich haben, ... daß die immer in so einen Zwiespalt kommen ... daß sie irgendwie Sachen erarbeiten wollen, aber nebenbei trotzdem nicht darauf verzichten wollen, eine Beziehung zu einem Mann zu haben, und zwar eine sehr intensive Beziehung, und daß dadurch immer Sachen zurückgeschoben werden.« (S. 274)

(weibl., 5. Sem., Biologie/Englisch, Gruppe 3): »... und bei 'ner Resignation, daß dann doch viele die Flucht in die Ehe antreten ... das kann sich auch 'ne Frau eher leisten ... und wenn sie dann noch einen Mann oder erst Freund hat, der vielleicht schon fertig ist und 'nen Job hat, – dann ist das doch leichter (aufzuhören) als sich da durchzuboxen.« (S. 277)

(weibl., 9. Sem. Deutsch/Sozialkunde, Gruppe 7): »... und dann muß doch einer stärker nachgeben und dann heißt es letztendlich: der Beruf des Mannes ist doch wichtiger und soll er etwa halbtags arbeiten, – das geht doch nicht, ne. Und wenn dann auch noch Stu-

dienfrustrationen, die jeder durchmacht, wenn die dann noch dazukommen, dann sicherlich benutzen manche Frauen das als Fluchtpunkt.« (S. 277)

Um was es – heute noch immer – geht, hat M. Mead schon 1955 treffend beschrieben (zitiert nach Wöller, S. 276):

»So sieht sich das Mädchen während ihrer Erziehung und der Entwicklung ihrer beruflichen Aussichten dem Zwiespalt gegenüber, daß sie ihre Fähigkeiten gerade soweit einsetzen muß, um als erfolgreich zu gelten, aber nicht als zu erfolgreich; daß sie fähig genug sein muß, eine Stellung zu bekommen und zu behalten, doch ohne jede Art von Hingabe, die sie entweder zu erfolgreich oder abgeneigt machen würde, für Heirat und Mutterschaft ihre Stellung gänzlich aufzugeben. "Zwei Schritte vorwärts und einen zurück" ist die Tanzvorschrift, der sie zu gehorchen hat ...«

Wenn man als einige wichtige Charakteristika des universitären Lernprozesses festhält

- a) einseitige Betonung abstrakt-kognitiver Fähigkeiten
 - b) mangelnde Berücksichtigung didaktischer Erfordernisse (keine Anleitung seitens der Universität)
 - c) unausgewiesene Anforderungen und Erfolgskriterien – Zwang zum Bluff dann muß man sagen, daß die Studentinnen aufgrund der weiblichen Sozialisation (primäre Funktionen: Hausfrau und Mutter mit notwendigerweise starker Personenorientiertheit, gewisser Unselbständigkeit, größerer Emotionalität, ausgeprägteren sozialen Verhaltensweisen) besondere Schwierigkeiten mit den universitären Bedingungen haben.
 - Sie suchen auch einen affektiven Zugang zu den Lerninhalten und haben ein stärkeres Bedürfnis nach Anerkennung, insofern sind sie unangepaßt an die Normen wissenschaftlichen Arbeitens.
 - Ihr mangelndes Durchsetzungsvermögen und ihre fehlende Konkurrenzbereitschaft (z. T. aus vollem Willen) einerseits und ihre vorhandene, aber nicht gefragte soziale Kompetenz (Zuwendung/Anerkennung geben und nehmen) läßt sie unangepaßt hinsichtlich herrschender Verhaltensweisen erscheinen.
 - Die »männliche« Prägung der Universität (Orientierung an Standards, die dem männlichen Sozialcharakter entsprechen) verlangt von den Frauen eine Kompensation bzw. Distanzierung von der Geschlechtsrolle, eine Anpassung an die geltenden Normen, die jedoch nicht durch einen bloßen Willensakt geleistet werden kann.
 - Selbst wenn die offene Diskriminierung abgeschafft wäre, so ist es die versteckte Diskriminierung durch Nichtbeachtung, Abwertung weiblicher Leistungen und Verhaltensweisen, permanente Entmutigung noch lange nicht. (vgl. A. Sollwedel, S. 110-129)
- Die Frage ist also: Wie kann das Selbstbewußtsein von Frauen hinsichtlich ihrer besonderen Fähigkeiten (nicht Defizite!) gestärkt werden, »so daß sie auch im universitären Bereich ihre Bedürfnisse artikulieren können und sie sich gegen einen Lernbetrieb wehren, der gerade sie in der Entfaltung behindert?« (Sollwedel, S. 124)

Zur Bewältigung ihrer Situation haben Studentinnen bisher zwei verschiedene Grund-Reaktionsformen entwickelt, nämlich:

- a) entweder verschiedene Abstufungen der Resignation und des partiellen Rückzugs (Gleichgültigkeit, außeruniversitäre Betätigung, Betonung der Partnerbeziehung) oder
- b) ein bewußt offensives Herangehen an die Schwierigkeiten. (vgl. Sollwedel, S. 129)

Beim ersten Weg besteht die Gefahr, daß diese Form der Verarbeitung der Probleme die Studentin in die traditionelle Frauenrolle zurückdrängt. Die andere Form der Bewältigung ist vermutlich nur wenigen Frauen gelungen, weil dazu »männliche« Verhaltensweisen entwickelt werden müssen. Beide »Auswege« haben den Nachteil, daß die Individualisierung des sozialen Problems nicht aufgebrochen wird, die sozialen Zusammenhänge vermutlich unerkannt bleiben oder als unabänderlich verstanden werden.

Die Frauenbewegung versucht – auch und gerade an den Universitäten – dies zu vermeiden, auf soziale Probleme auch adäquate soziale Antworten, sprich Organisationsformen zu finden.

II. Ein Ansatz: Gesprächsgruppen für studierende Frauen – wie denn die Lage verändern?

1. Meine Motivation

Da ich mich seit ca. 10 Jahren damit beschäftige, Leben und Arbeiten an der Hochschule zu humanisieren, indem sich die Lehrenden und Lernenden über die Kommunikations- und Interaktionsprozesse bewußt werden und sie unter Einbeziehung der Interessen und Bedürfnisse aller Beteiligten gestalten, lag es für mich nahe, diesen Ansatz der Arbeit mit Gruppen auch in der Studienberatung weiterzuführen.

Obwohl auch in früheren Untersuchungen über Studenten (Beckmann), studierende Mädchen (Gerstein) und Studentinnen in der BRD (Hervé) das Geschlecht als sozialwissenschaftliche Kategorie verwendet wurde, habe ich dieser Tatsache nicht sonderlich große Bedeutung beigemessen bzw. keine besonderen Schlußfolgerungen für meine Berufstätigkeit daraus gezogen.

Erst zu Beginn meiner Arbeit in Gießen sind mir allmählich die Schuppen von den Augen gefallen, habe ich angefangen, viele Dinge aus feministischer Perspektive zu sehen.

Ich habe mich zunehmend gewundert, warum so wenige Frauen herausragende Positionen innehaben, warum so viele Frauen nur bestimmte Studiengänge wählen, warum Frauen eher schweigen als »öffentlich« reden, warum ... und habe mit Vorbedacht angefangen, Frauenliteratur im weitesten Sinne zu lesen, sowohl eher belletristische als auch eher wissenschaftliche, die die Situation von Frauen untersucht bzw. aus feministischer Perspektive Sachverhalte neu beleuchtet.

Dies alles hat dazu geführt, daß ich mein Wissen, meine neue Sichtweise nicht für mich behalten, sondern mit Frauen zusammen vertiefen und weitergeben wollte. Befriedigend fand ich an dieser Arbeit die Möglichkeit, indem ich für und mit anderen etwas tue, auch für mich selbst etwas zu tun, mich

selbst als Lehrende und Lernende zu begreifen und dauerhaftere Arbeitsbeziehungen herzustellen, die über die aufgebauten Beziehungen die Chance zur wechselseitigen Beeinflussung/Veränderung bieten.

2. Ziel / Inhalt / Methode

Meine Zielsetzung ist von Anfang an gewesen, bei den Studentinnen ein Bewußtsein ihrer Lage zu erzeugen oder zu verstärken, sie zum Austausch über ihre – häufig negativen – Erfahrungen und zum besseren Verständnis ihrer selbst (wie sie geworden sind, was und wie sie sind) zu bringen und Schritte zur gemeinsamen oder auch individuellen Bewältigung ihrer Probleme anzuregen. Als Leitbild hatte und habe ich: Frauen sollten von Opfern zu Handelnden, von Objekten zu Subjekten werden, von Menschen, hinter deren Rücken oder durch deren Einstellungen und Verhalten sich immer wieder die alten Verhältnisse herstellen zu Menschen, die ihre eigene Entwicklung während des Studiums bewußt in die von ihnen selbst gewünschte Richtung zu lenken versuchen. Meine Grundannahmen waren, daß es bei studierenden Frauen ein Bedürfnis gibt, über ihre Probleme mit sich und dem Studium zu reden, daß sich auch in einer kleinen Gruppe sofort das nötige Vertrauen einstellen würde, daß aus der gemeinsamen Lage ein Gefühl der Entlastung und beginnender Stärke entstehen würde, daß daraus die Bereitschaft und die Kraft käme, sich schrittweise zu verändern und damit die Probleme zu bewältigen, also allmählich auch zu einer Veränderung der Verhältnisse zu kommen.

Besondere Methoden für die Arbeit schienen mir nicht vonnöten: den Problemdruck schätzte ich so hoch ein, daß die Frauen die gebotene Gelegenheit zur Selbstexploration (= erforschung) und Selbstveränderung nutzen würden. Es sollte nicht allgemein diskutiert werden, sondern jede sollte sich persönlich einbringen, von dem sprechen, was für sie anliegt bzw. was für mehrere anliegt und vielleicht neue Ideen gewinnen, wie sie belastende Situationen angehen wollte.

Den Terminus »Selbsterfahrungsgruppe« habe ich vermieden, obwohl dies das Konzept ist. Die beabsichtigte TZI-Methode (der Gruppenleiter gibt ein persönlich formuliertes Thema vor) habe ich nicht in dieser Weise verwendet, weil die Themen und Probleme aus der Gruppe kommen sollten. Aber die TZI-Kommunikationsregeln habe ich allmählich am Beispiel eingeführt.

3. Die Gruppe als Medium der Veränderung

Ich habe mich bei der Konzeption dieser Arbeit mit studierenden Frauen auf relativ alte, d.h. aus den dreißiger bis fünfziger Jahren stammende Erkenntnisse darüber gestützt, wie es »zur Veränderung im Menschen kommt ...« (Überschrift eines Artikels von Dorwin Cartwright in: Gruppendynamik und der subjektive Faktor, Hrsg. K. Horn, Frankfurt 1972).

Cartwright hat dort folgende fünf Grundsätze formuliert:

1. Sowohl die zu verändernden Personen als auch die Personen, die Druck in Richtung auf Veränderung ausüben sollen, müssen ein starkes Zugehörigkeitsgefühl zu der gleichen Gruppe haben.

2. Der *Einfluß*, den die Gruppe auf ihre Mitglieder ausüben kann, ist desto größer, je höher die *Anziehungskraft* der Gruppe für ihre Mitglieder ist.
3. Der *Einfluß*, den die Gruppe auf ihre Mitglieder ausüben kann, ist desto größer, je *wichtiger für die Anziehungskraft* der Gruppe die Versuche zur Veränderung von Einstellung, Werten und Verhaltensweisen sind.
4. Der *Einfluß jedes Mitglieds* in der Gruppe ist desto größer, je größer sein *Prestige* in den Augen der Mitglieder ist.
5. Gruppen entwickeln *Normen* und üben starken *Druck* nach innen aus. Einzelne Personen oder einen Teil der Gruppe verändern zu wollen – gegen die etablierten Normen – wird starken *Widerstand* auslösen. (vgl. Cartwright, a. a. O., S. 130-133)

Was folgt daraus für eine Reihe von Einstellungen, Werten und Verhaltensweisen von Frauen verändern wollende Gruppenarbeit?

Zu 1: Zugehörigkeitsgefühl

Es muß eine stabile Gruppe aufgebaut werden – es genügt kein loser, unverbindlicher Zusammenschluß, wo Frauen mal hereinschauen. Alle Beteiligten müssen einander wichtig sein, sich zueinander hingezogen fühlen, sich gegenseitig anerkennen. Zum Aufbau einer solchen Gruppe bedarf es einiger Zeit und Anstrengung, z. B. 1 Semester.

Zu 2: Anziehungskraft

Wenn Veränderungen in Einstellungen, Werthaltungen und Verhaltensweisen erzielt werden sollen, also eine teilweise Revision der Ergebnisse bisheriger Sozialisation angestrebt wird, müssen die Beteiligten einander sehr hoch schätzen, die Gruppe mit ihren neuen Bezugspersonen muß wichtiger sein als bisherige Bezugspersonen bzw. -gruppen. Das, was die Gruppe gibt und verspricht, muß den Teilnehmerinnen attraktiver erscheinen als das, was andere geben, sonst wird jemand von sich aus die Gruppe wieder verlassen. Leider sind die Erkenntnisse in Frauengruppen oft nicht glücksverheißend, sondern zunächst vielleicht deprimierend. – Das könnte den Teilnehmerinnen-Schwund erklären.

Zu 3: Stärke des Einflusses

Da im Grunde »nur« die Selbstabwertung von »weiblichen« Tugenden und die – verinnerlichte – Entmutigung durch die Umwelt verändert werden sollen, also Zutrauen und Zuversicht in weibliche Stärke gewonnen werden soll, was die Anziehungskraft der Gruppe stärken muß, kann der Einfluß der Gruppe durchaus hoch sein, wenn die Anfangsschwierigkeiten überwunden sind.

Zu 4: Einfluß in Abhängigkeit von Prestige

Am Anfang kann es durchaus so sein, daß der Einfluß der Gruppen»leiterin« groß, wichtig und notwendig ist, soz. als Kristallisationskern und Integrationsfigur. In dem Maße aber, wie Frauen erkennen, daß sie Expertinnen ihrer Situation und ihrer Selbstveränderung sind, wird sich eine demokratische Struktur herstellen, wo jedes Mitglied auf jedes andere Einfluß hat und sich

die Frauen in ihrem individuellen und gemeinsamen Lernprozeß stützen und fördern.

Zu 5: Innen- und Außendruck

Es ist damit zu rechnen, daß die bisherigen Bezugspersonen und -gruppen der teilnehmenden Frauen mehr oder weniger starken Druck auf sie ausüben und die eingeschlagenen Wege torpedieren. Es entscheidet sich individuell, ob die einzelne Frau diesem Druck standhält bzw. auch »alte« Bindungen fallen läßt, um ihren neuen Weg zu gehen oder ob sie versucht, die unterschiedlichen Anforderungen irgendwie zu integrieren, also alte und neue Bindungen (in der Gruppe) gleichzeitig zu erhalten und zu festigen, oder ob sie etwa alte Bindungen zugunsten der neuen bzw. künftiger neuer Bindungen aufgibt. Die beiden ersten Verarbeitungsformen werden die Regel, die letzte eher die Ausnahme sein. Daß die Frauengruppe selbst starre Normen entwickelt und diese rigide gegen zweifelnde Mitglieder aufrechterhält, wird sich – wenn überhaupt – erst nach einem langen Zeitraum einstellen oder dann, wenn die Bedrohung durch äußere Einflüsse massiv steigt. Diese Tendenz – Herausbildung eigener Normen und ihre Verteidigung gegen einzelne Personen oder Teilgruppen – läßt sich vielleicht in der Frauenbewegung insgesamt beobachten, weniger aber bei Frauengruppen in der Uni, die nur begrenzt stabil werden und bleiben.

4. Warum keine gemischten Gruppen, warum keine »Leitung«?

Es erscheint mit notwendig, für Frauen an der Uni Raum zu schaffen, in dem sie so etwas wie ihre eigene »Kultur«, die ihnen angenehme und angemessene Atmosphäre herstellen und erleben, diese auch als wertvoll achten können. Das Erkennen gemeinsamer Bewältigung ihrer schwierigen Situation sollte nicht verfälscht oder verhindert werden durch geschlechtsbezogene Konkurrenz, die sich anscheinend noch immer zwangsläufig einstellt, sobald Männer und Frauen zusammentreffen. Es ist hinreichend erforscht, wie die Kommunikation in gemischt-geschlechtlichen Gruppen (Seminare, politische Gruppen etc.) verläuft, um zu der Ansicht zu gelangen, daß Frauen zunächst einmal untereinander lernen müssen, sich zuzuhören, aufeinander einzugehen, das, was die anderen sagen, hochzuschätzen, ihre eigene Kompetenz und die anderer Frauen im Denken und Reden zu erkennen, Unterschiede zuzulassen und sich dennoch zu akzeptieren bzw. akzeptiert zu fühlen. Natürlich ist dann immer noch nicht gewährleistet, daß Frauen – vereinzelt – in den üblichen Gruppen ihre Fähigkeiten voll zur Geltung bringen können, aber es ist viel wahrscheinlicher insbesondere dann, wenn sie zu zweit oder mehreren solche Vorsätze fassen und wenn sie stärker daran glauben, daß sie o. k. sind und ein Recht darauf haben, ihre Vorstellungen einzubringen und daß sie Forderungen stellen dürfen, ja sogar müssen. Sie werden – aufgrund ihres besseren Verständnisses ihrer Situation an der Uni – jedoch auch damit rechnen, nicht bloß Beifall zu bekommen und Erfolg zu haben, aber sie können sich auch in ihrer Gruppe jeweils wieder stabilisieren, Trost zusprechen und Kraft schöpfen. Niemand wird glauben, daß Veränderungen innerer und äußerer Strukturen ein Spaziergang sind.

Nach meinen Erfahrungen sind leiterlose Gruppen, besonders unter Studenten/innen, in stärkerem Maße als geleitete Gruppen vom Zerfall bedroht und zwar besonders dann, wenn Ziele, Inhalte, Vorgehensweisen erst entwickelt werden müssen, sich nicht durch ein bestimmtes Problem, z. B. eine eigene Krankheit, ein behindertes Kind, Ehe mit einem Ausländer, wie in Selbsthilfe-Gruppen – zumindest einigermaßen klar – ergeben.

Die für erfolgreiche, selbstorganisierte Gruppenarbeit erforderlichen Fähigkeiten und Verhaltensweisen können i. d. R. bei Studenten/innen nicht einfach vorausgesetzt werden, wenn sie nicht in Schule und Jugendarbeit erworben wurden. Sie können aber durch Beobachtung und Teilnahme an verschiedenen Gruppen im Studium allmählich aufgebaut und verbessert werden. Wenn Ziele, Inhalte und Vorgehen im Gruppenbildungsprozeß gemeinsam festgelegt wurden, müßte dieser Verständigungsprozeß, wenn sich die Gruppe einigermaßen stabilisiert hat, auch später – soz. nebenher – ohne besondere Anleitung jeweils geleistet werden können. Ehe aus einer Ansammlung von Personen eine »Gruppe« wird, müssen bestimmte Prozesse in Gang gekommen bzw. gelaufen sein (Entstehung von Wir-Gefühl, Entwicklung einer inneren Struktur: Werte, Normen, wechselseitige Kommunikation, Ausfüllung von Rollen und Funktionen, insbesondere Erwerb von gruppenförderlichen Verhaltensweisen) und das geht durch demokratische Führung/Leitung besser, als wenn am Anfang ein totales Machtvakuum besteht, das gefüllt werden muß, aber häufig mehrere Köpfe nacheinander rollen läßt, weil nicht akzeptiert wird, daß von jemand mit gleichem Rang die »Macht« ergriffen wird.

Für gleichrangige Teilnehmerinnen ist es offensichtlich leichter tolerierbar, wenn es zunächst eine »Leiterin« gibt, die Vorschläge macht, strukturiert, relativ unauffällig, aber doch Sicherheit ausstrahlend, Binnenstrukturen fördert, sich aber nach und nach zurückzieht, in dem Maße wie die Teilnehmerinnen selbst Leitungsfunktionen übernehmen, sie also als zentrale Figur überflüssig machen. Merkwürdigerweise wird diese Besonderheit ganz selten oder gar nicht thematisiert. Ich habe den Eindruck, daß Studentinnen Ungleichheiten oft schweigend versuchen einzuebnen, so tun, als wären sie nicht existent. Andererseits bin ich selbst kaum spürbar in meinem Leiten, z. T. sicher aus Angst, das Negative abzubekommen, was an »Autoritäten« abgearbeitet wird, nicht nur das Positive, was durch Verheißen von Sicherheit und Geborgenheit ausgelöst wird.

Im Idealfall geht die Leiterinnenfunktion auf die Gesamtgruppe über, die Leiterinnenrolle wird der Teilnehmerinnen-Rolle gleich bzw. umgekehrt und die ehemalige Leiterin ist so verzichtbar oder unverzichtbar wie jede andere Teilnehmerin. Daß das Ausscheiden einer jeden Teilnehmerin das gefundene Gleichgewicht einer Gruppe erschüttert und eine Belastungsprobe darstellt, ist unbestreitbar. Dennoch glaube ich, daß dieses Risiko eingegangen werden kann und muß bzw. daß ich es eingehen kann und muß, weil ich es als meine Aufgabe betrachte, Gruppenbildung anzuregen und zu fördern soweit es notwendig ist. Aber ich glaube auch, daß bei den Teilnehmerinnen genügend starke Anziehungskräfte vorhanden sind bzw. mobilisiert werden, wenn sie sich einmal auf andere Frauen einlassen bzw. eingelassen haben. Das gilt zwar

nicht für alle, jedoch einen erheblichen Teil der Frauen, die bisher mitgemacht haben. Ich glaube auch, daß sie – einmal auf den Geschmack gekommen – weiterhin versuchen werden, sich über die Bindung an Frauen bzw. Frauengruppen zu stabilisieren bei ihren Bemühungen um Selbstveränderung.

5. Wie ist es eigentlich in den Gruppen und wo liegen die Probleme?

Zunächst einmal muß ich zu Beginn des Semesters Teilnehmerinnen gewinnen. Da ich wenige direkte Kontakte zu Studentinnen habe (i. d. R. nur zu Fachwechslerinnen oder solchen, die sich im Semester noch Studien- und Prüfungsordnungen holen), kann ich mein Angebot nur per Aushang, per Flugblatt an die Mentorinnen der Studieneinführungswoche und über Fachstudienberater bekanntmachen, selten einmal eine Frau direkt darauf hinweisen. Ich lade so zu einer Vorbesprechung ein, stelle meine Motivation und mein Konzept grob dar und frage nach den Interessen/Bedürfnissen der Teilnehmerinnen. Die Konstituierung einer Gruppe dauert ca. 4 Wochen, da einige Frauen nach der Vorbesprechung oder den ersten Treffen wegbleiben, Nachzüglerinnen noch dazustoßen, manchmal auch zwei Vorbesprechungen stattfinden, wenn das Echo anfangs zu gering ist. Die geringste Teilnehmerinnen-Zahl war bisher 6, die höchste 10, wobei bis zu 15 Frauen aufgetaucht und teilweise eben wieder weggeblieben sind. Die Gründe für Wegbleiben sind so gut wie nicht herauszubekommen, da fast keine Frau sich sozusagen »offiziell« verabschiedet. Manche scheuen die Verbindlichkeit, manchen ist die Materie zu anstrengend = verunsichernd, manchen scheint das Vorgehen zu vage, zu wenig strukturiert, manche erleben sich als zu abweichend von vermeintlichen oder tatsächlichen Frauengruppen-Normen usw.

Das am häufigsten genannte *Motiv* zur Teilnahme ist »mit Frauen etwas machen / Frauen kennenlernen und zwar Frauen aus anderen Fachbereichen«. Auf die von mir angesprochenen inhaltlichen Stichworte Studien- und Berufswahlprozeß; Wünsche und Hoffnungen versus Erfahrungen an der Hochschule; berufliche Erwartungen und Befürchtungen; Familie und Studium bzw. Beruf wird am Anfang nicht oft Bezug genommen. Wie sich dann aber im Verlauf zeigt, besteht weitgehend Einvernehmen darüber, daß diese Themen angesprochen werden sollen.

Die *Teilnehmerinnen kommen* überwiegend aus den Lehramtsstudiengängen, Erziehungswissenschaft, aus den Haushalts- und Ernährungswissenschaften, Humanmedizin, seltener aus Psychologie, Biologie, Geographie, Rechtswissenschaften, Wirtschaftswissenschaft, Neuere Fremdsprachen, Agrarwissenschaft, bisher noch nie aus Tiermedizin, Physik, Chemie. Eine Erklärung für die Verteilung habe ich nicht, aber eine Hypothese: Tiermedizin-Studentinnen haben vielleicht ein weniger ausgeprägtes Bedürfnis nach zwischenmenschlichen Kontakten bzw. diese laufen über das Fach, weniger über die Befindlichkeit darin; Studentinnen der (sonstigen) Naturwissenschaft zeich-

nen sich ebenfalls durch größeres Sachinteresse und nicht durch Personenbezogenheit aus. Die Selbstselektion der Studentinnen führt zu verschiedenen Fach»kulturen«, die in den Geistes- und Humanwissenschaften ihren Gegenpol finden.

Die Gruppe ist zunächst auf ein Semester angelegt mit wöchentlichen, i. d. R. 3-stündigen Sitzungen. Bei 10-15 Treffen je nach Semesterlänge und Feiertagen ergibt sich eine »Arbeitszeit« von 30-45 Stunden. Bei den letzten beiden Gruppen habe ich auch in den anschließenden Semesterferien zumindest 14-tägige Treffen arrangiert mit den Teilnehmerinnen, die in Gießen waren, um nicht ein abruptes Ende eintreten zu lassen. Dies hat offensichtlich das Wiederaufleben der Gruppe im folgenden Semester erleichtert, was auch beabsichtigt ist/war. Von einigen Gruppen weiß ich positiv, daß sich zumindest etwa die Hälfte der Teilnehmerinnen mindestens ein Semester lang weiterhin (also ohne mich) getroffen hat.

In der Vorbesprechung bzw. in der 1. Sitzung habe ich zur Wahl gestellt, ob wir anhand von thematisch einschlägigen Texten über die Situation der Frauen reden wollen oder ob wir das aufgreifen, was eine einzelne oder mehrere gerade aktuell bedrückt, was sie erlebt hat/haben, was sie gelesen hat/haben, welche Entscheidung ansteht, worunter sie bei sich bzw. bei anderen leidet/leiden. Bisher kam für die Gruppen immer die Erinnerung an »typische Uni-Seminare« auf und führte zur Bevorzugung des zweiten Konzepts. Im WS 1983/84 wollte erstmals eine Gruppe mit Texten zumindest anfangen, um Unsicherheiten und Schweigen zu vermeiden bzw. das noch fehlende Vertrauen durch sachbezogene Textarbeit allmählich aufbauen zu können. Es sieht so aus, als ob dieser Mechanismus durchaus klappt: es wurde schon bald kein Text mehr zum Ankurbeln des Gesprächs gebraucht.

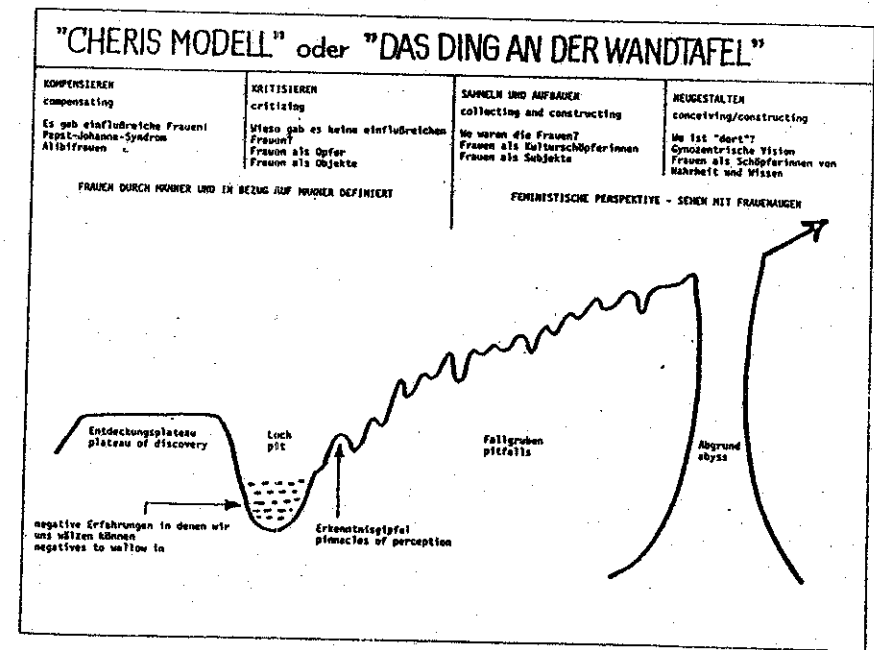
Eine genaue Auflistung der bearbeiteten Themenbereiche und eine genaue Verlaufsbeschreibung der bisher vier (Stand: 1983) »erfolgreichen« Frauengruppen, auf die ich mich hier beziehe, kann ich an dieser Stelle nicht geben. Die häufigsten Themen lassen sich jedoch benennen:

- Erfahrungen im Studium: Diskriminierung
- Beziehungen zur eigenen Familie, insbesondere zur Mutter
- Erwerb der geschlechtsspezifischen Identität und ihr Ergebnis
- Ängste und Hemmungen besonders hinsichtlich Leistung, Selbstbestimmung, Sexualität, Vergewaltigung
- Beziehungen zum Partner, Abhängigkeit versus Freiheit
- Bedeutung der Partnerschaft
- eigener Lebensentwurf: Kinderwunsch, Familiengründung, berufliche Absichten
- Selbstwertprobleme bezogen auf Leistung und Körper
- Veränderung/Selbstbeobachtung
- Studienprobleme/Wechsel/Abbruch
- (erwartete) Probleme im Beruf.

Der Verlauf der Gruppen war nie nur harmonisch, vielmehr gab es mehrfach kleine oder größere Krisen, die durch das Wegbleiben von Teilnehmerin-

nen soz. angezeigt wurden, im Grunde nicht darin bestanden. Im Nachhinein deute ich das Wegbleiben als Ereignis eines Mangels an Kommunikation darüber, wie die einzelne Frau sich die Gruppe wünscht, was sie von ihr erwartet, was sie selbst zum Gelingen beitragen kann und will, welche Ziele verfolgt werden, welche Methoden angemessen sind, welche Ängste entstehen bzw. geschürt werden, welche sonstigen Gefühle hochkommen, aber nicht erwünscht sind, wer sich von wem wie angezogen oder eher gestört fühlt usw. usw. Insgesamt gab es mitunter zu wenig Bereitschaft, eine »gute« Gruppe zu erarbeiten, zu hohe Ansprüche, dies möge eben einfach so sein.

Wie auf die Frauenbewegung insgesamt und auf Frauenseminare läßt sich vielleicht das folgende Modell auch auf die Frauengesprächsgruppen anwenden:



(aus: Cheri Register, Höhe- und Tiefpunkte in Women Studies, Brief A-Mazing Movements, S. 187, in: Blickpunkt Hochschuldidaktik, Hrsg. R. Duelli-Klein/M. Nerad/S. Metz-Göckel, Hamburg 1982)

Ich denke, daß wir vielleicht gar nicht weiter als in den 2. Abschnitt kommen können – da gibt es sicher einiges zu erkennen. Nur ist es nicht erfreulich und kaum auszuhalten, wenn wir nicht auch vorgreifen und uns eine Utopie malen, die einen großen Teil der »weiblichen Tugenden« als menschliche Verhaltensweisen beinhaltet und das Fehlen bzw. den Verzicht auf bestimmte Verhaltensweisen nicht als Defizit diffamiert.

Als *Probleme* sind mir im Zusammenhang mit der Bemühung um Verbesserung des Konzeptes und mit der gegenwärtigen Reflexion der Arbeit folgende Bereiche bewußt geworden:

1. Gruppenbildung
2. Integration von Nachzüglerinnen
3. Verbindlichkeit/Unverbindlichkeit
4. Beziehungen in der Gruppe bzw. ihre Klärung: Metakommunikation und Feedback
5. Verharren im Negativen
6. Evaluation.

Zu 1: Gruppenbildung

Die Gruppe kommt nicht dadurch zustande, daß am ersten Abend ein paar Frauen erscheinen und sich zu weiteren Treffen mit mehr oder weniger bestimmten Inhalten verabreden. Auch ein oder zwei Vorbesprechungen um die Mittagszeit (je nach Erfolg = anwesenden Frauen) führen in der Regel zwar zu einem Beschnuppern, aber nicht zu verbindlichen Zusagen. Wenn es die Vorbesprechungen nicht gäbe, würde das Wegbleiben nach 1, 2, 3 Abenden wahrscheinlich noch häufiger und die Gruppe innerhalb kürzester Zeit arg dezimiert. Die Konstituierung dauert ca. 4 Wochen und die Phase ist sehr heikel. Es ist eben leider nicht so, daß ca. 10 Frauen sich auf Anhieb sympathisch sind, sich gegenseitig in ihrem momentanen Entwicklungsstand sowohl bezogen auf die Person als auch auf das mehr oder weniger feministische Bewußtsein akzeptieren, andere Vorstellungen hinsichtlich Inhalt und Ablauf der Veranstaltung hinnehmen bzw. integrieren können und wollen, Schwierigkeiten, die immer und in allen »Gruppen« zwischen Menschen auftauchen, überwinden wollen. Ich bin deshalb dazu übergegangen, wenigstens einen ganzen Tag bzw. lieber noch ein Wochenende zum Kennenlernen, Vertrauen gewinnen, zum Überwinden erster Hürden des Mißverständnisses anzusetzen. Die Chance, an einzelnen Personen nicht nur die auf den ersten Blick störenden Seiten zu sehen, soz. den anderen noch einen zweiten Blick zu gönnen und Akzeptables zu entdecken, ist bei intensivem Zusammensein einfach höher. Ein Zusammenschweißen erfolgt dadurch allerdings, vielleicht beruhigenderweise, auch nicht: das »Ich« geht nie im »Wir« auf, aber es gibt vielleicht eher ein »Ich« und ein »Wir«.

Zu 2: Nachzüglerinnen

Es scheint so, daß bis zu 4 Wochen die Aufnahme und Integration von Nachzüglerinnen notwendig ist, weil nur so eine befriedigende, breiter gefächerte (was Meinungen, Erfahrungen, Sichtweisen angeht) Gruppe zustande kommt. Für alle möglichen Ausbildungs- und Therapiegruppen wird eine Größe von acht Teilnehmern empfohlen. Eine Gruppe mit nur fünf Frauen in einem Sommersemester mit vielen Feiertagen ist auch nicht gelaufen – es war zu wenig »Stoff« in der Gruppe und zu wenig »Bindung«. Sowohl für die »neue/n« als auch für die »alten« Teilnehmerinnen ist diese Situation nicht spannungsfrei: die einen müssen vieles wiederholen, die anderen wöhnen sich einer »Gruppe« gegenüber, fühlen sich fremd. Trotz einer sehr negativen Erfahrung, als ich in der Semestermitte eine »Nachzüglerin« quasi abgelehnt bzw. auf das

nächste Semester verweisen wollte und diese Frau das nicht akzeptieren konnte, lasse ich lieber die Gruppe im Laufe des Semesters abbröckeln (das Ausscheiden von 1-2 Teilnehmerinnen halte ich inzwischen für normal), als den Prozeß durch Neuaufnahmen immer wieder zum Ausgangspunkt zurückzuzwingen.

Zu 3: Verbindlichkeit/Unverbindlichkeit

Ein *Widerspruch* wird in der Regel während der ganzen »Arbeit« in der Gruppe nicht aufgelöst: der zwischen der Vorstellung, daß das Treffen Spaß machen soll, soz. spontan ist, frau hingeht, wenn sie Lust auf Gespräche hat bzw. manchmal auch, wenn sie sie braucht und dem Bedürfnis, Vertrauen und Zugehörigkeit zu entwickeln, zu wissen, auf wen frau bei den Sitzungen trifft, Gewißheit zu haben, wer kommt und wer »die Gruppe« ausmacht. Eine einheitliche Linie läßt sich im Grunde nicht vertreten (wenn schon, denn schon), weil erfahrungsgemäß sich besonders intensive Gespräche ergeben, wenn nur 3-4 Frauen da sind, die gerade zu den etwas Schweigsameren gehören und sich jetzt besser entfalten können. Außerdem handelt es sich nicht um ein Seminar, um eine Pflichtveranstaltung – davon gibt es ja an der Uni mehr als genug. Jedoch halte ich es für erwiesen, daß jemand umso mehr von einer Gruppe hat, je mehr er sich holt und daß er umso mehr bekommt, je mehr er auch zu geben bereit ist (an Aufmerksamkeit, Zuwendung, Ideen). Wer sich an die Gruppe bindet, sich zugehörig fühlt, sich einbringt, fühlt sich eher zufrieden, bleibt bis zum Ende bzw. will weitermachen in der Restgruppe, vielleicht auch mit anderen. Wer sich am Anfang nicht hineinbegibt und öfter nicht kommt, fühlt sich nicht so hingezogen, vielleicht auch nicht (mehr) akzeptiert und kommt dann irgendwann gar nicht mehr (mal mit, mal ohne Begründung, d.h. Gespräch mit der Gruppe über das Unbehagliche/Langweilige/Störende ...).

Was die Teilnehmerinnen anscheinend unheimlich schwer begreifen, ist ihre eigene Verantwortung, sich die Gruppe nach ihren Vorstellungen zu gestalten und zu akzeptieren, daß andere auch gestalten wollen, z.T. andere Bedürfnisse und Vorstellungen haben, die sich vielleicht zum Nutzen beider Seiten integrieren lassen.

Verbreitet ist eine Haltung, wenn es nicht so ist, wie ich will, taugt es nicht; das läßt sich nicht ändern, dann kann ich ja gehen und mir das Richtige suchen. Zu lernen wäre aber gerade, gestaltend, verändernd, wünschend einzugreifen und nicht durch Auswechslung des »Personals« die Lösung des Problems zu umgehen. Irgendwie scheint es mir naiv und etwas kindlich, zu denken, es gebe »die heile Welt der Frauen« ohne Mißverständnisse, Meinungsverschiedenheiten etc. etc., insofern als der Wunsch sich ausdrückt: ich möchte (wie ein Baby) versorgt werden, gehegt werden, meine Wünsche sollen ohne Worte verstanden und erfüllt werden.

Und ich denke, Beziehungen werden erarbeitet und brauchen Pflege im Reden darüber.

Zu 4: Beziehungen in der Gruppe und ihre Klärung: Feedback und Metakommunikation

Mir scheint, daß es eine starke Sehnsucht nach Übereinstimmung, gemeinsa-

men Sichtweisen, Gewißheit bei der Beurteilung oder Einschätzung von Sachverhalten (gut/richtig oder falsch/schlecht) gibt. Und die Hoffnung, daß Sympathie auf Anhieb da ist und bleibt, nicht von wechselnden Stimmungen oder Verhaltensweisen beeinflusst wird. Und eine Vorstellung, daß sachliche oder persönliche Konflikte, negative Gefühle u. ä. entweder nicht da sind, zu sein haben bzw. lieber nicht ausgesprochen werden sollten, weil es Verletzungen gibt, wenn sie ausgetragen werden. Meine Überzeugung und Erfahrung ist seit langem, daß es in jeder Gruppe – weil sie aus Individuen besteht – permanent Gefühle, Spannungen und Konflikte gibt, die die Arbeit am Thema »stören« und den Bestand der Gruppe sowie das Arbeitsergebnis bedrohen. Deshalb ist es sinnvoll und notwendig, in solchen personenzentrierten Gruppen sich Feedback zu geben (Du tust das und das, und das löst bei mir ein Gefühl von ... aus) und darüber zu reden, bis die Arbeit am Thema weitergehen kann. Auch die Umgangsformen insgesamt, die Arbeitsweise, der Gesprächsverlauf, Beobachtungen über den Umgang mit dem Thema sollten öfter zum Thema gemacht werden, weil nicht immer alle gleichzeitig an einem Thema Interesse haben und die Gestaltung sonst dem reinen Zufall oder der Durchsetzungsfähigkeit von einzelnen überlassen wird.

Obwohl ich dies alles weiß, vergesse ich dennoch häufig, diese Grundformen einzuführen bzw. zu praktizieren, weil bei mir auch viel Angst vor nicht kontrollierbaren Ereignissen, insbesondere die Harmonie störenden kritischen Bemerkungen etc. besteht. Um die Praktikabilität deutlich zu machen, müssen die Methoden am Beispiel eingeführt werden, und da vermutlich niemand außer mir sie kennt, muß ich das tun, womit ich mich zwangsläufig exponiere, was mir bei kritischen Äußerungen eben auch nicht leicht fällt.

Zu 5: Verbarren im Negativen

Das Vereinende in Frauengruppen ist besonders am Anfang vermutlich Wut und Traurigkeit, die die lange Kette von Erkenntnissen über Ungerechtigkeiten, fehlende Gleichberechtigung bis aktive Diskriminierung und Abwertung hervorruft. Das Zulassen dieser Gefühle bei gleichzeitiger Unsicherheit, wohin die mobilisierte Kraft mit Aussicht auf wenigstens kleine, direkte Erfolge gelenkt werden kann, ist unheimlich schwer. Kompensieren durch Hinweise auf vergangene Kulturen oder einzelne erfolgreiche Frauen läßt ja doch noch keine positive Utopie entstehen. Daß die Schritte nicht ausreichen, die Verhältnisse allmählich zu verändern, ist wahrscheinlich klar. Vielleicht liegt der Ausweg darin, historisch zu denken: was ist schon ein Semester im Hinblick auf zehn Jahre Frauenbewegung und was sind diese zehn Jahre im Hinblick auf die Verhältnisse von vor hundert Jahren (Frauenstudium gibt es erst seit siebzig oder achtzig Jahren).

Als Ergebnis einer kurzen Zeitspanne genügt vielleicht: wir wollen nicht rückwärts, sondern vorwärts, zu neuen Ufern, die Zeit der Selbstbescheidung ist vorbei, wir können viel, das haben wir bewiesen, und wollen mehr, das werden wir noch beweisen.

Zu 6: Evaluation

Um nicht nur ein Konzept dafür zu haben, was und wie dies in den Gruppen geschehen kann und soll, sondern auch Aussagen machen zu können, wie es

wirklich ist bzw. von den Teilnehmerinnen erlebt wird, erscheint es mir inzwischen dringend geboten, eine Teilnehmerinnen-Befragung vorzusehen. Ich traue zwar meinen eigenen Augen und Ohren, aber eine Rückkopplung und wechselseitige Überprüfung der Wahrnehmung läßt sich ohne größere Schwierigkeiten in den Ablauf einbauen, z. B. als Gespräch von Zeit zu Zeit, besonders am Ende, wenn ich »aussteige«, vielleicht auch durch eine Teilnehmerinnen-Befragung (Vergleich von Erwartungen und Erfahrungen, angestoßene Suchbewegungen, abschließende Einschätzung der Wirkungen etc.). Als ersten Schritt nehme ich mir vor, bei der nächsten Gruppe einen Fragebogen mit offenen Fragen zu formulieren und auf dieser Grundlage ein Abschlußgespräch zu machen.

Schlußbemerkung

Auch hier ist – wie bei anderen Formen psychosozialer Arbeit – die skeptische Frage angebracht, wem mit dieser Arbeit eigentlich »geholfen« wird. Handelt es sich um Arbeit, die aus dem »Helfer-Syndrom« motiviert ist, werden die studierenden Frauen unnötigerweise abhängig gemacht, sind sie nicht durchaus in der Lage, ihre Probleme selber zu bewältigen, z. B. ihre Kommunikation zu organisieren, mit Schwierigkeiten äußerer und innerer Art zurechtzukommen usw. usw.? Ich hoffe, deutlich gemacht zu haben, daß in den Gesprächsgruppen vielmehr ein gemeinsamer Lernprozeß, ein Lernen in der Auseinandersetzung mit anderen, stattfindet. Dieser Prozeß bezieht sich auf Einstellungen und Verhaltensweisen und verläuft dementsprechend eher nicht abrupt und massiv. Veränderungen werden vielleicht nur angestoßen, probeweise übernommen und ein Stück weit realisiert. Aber dabei handelt es sich um Schritte in die richtige Richtung!

LITERATURHINWEISE

- D. Cartwright, Wie es zur Veränderung im Menschen kommt ..., S. 130 ff, in: K. Horn (Hrsg.), Gruppendynamik und der subjektive Faktor, Frankfurt 1972.
- J. Krüger/F. Maciejewski/I. Steinmann, Studentenprobleme: Psychosoziale und institutionelle Befunde, Frankfurt/New York 1982.
- C. Register, Höhe- und Tiefpunkte in Women's Studies, S. 184 ff, in: R. Duelli-Klein/M. Nerad/G. Metz-Göckel (Hrsg.), Feministische Wissenschaft und Frauenstudium, Blickpunkt Hochschuldidaktik 71, Hamburg 1982.
- A. Sollwedel, »Du redest ja wie ein Mann!« – Ursachen und konkretes Zustandekommen weiblicher Diskriminierung an der Hochschule, S. 109 ff, in: K. von Soden/J. Zipfel (Hrsg.), 70 Jahre Frauenstudium, Köln 1979.
- I. Sommerkorn, Frauen als Lehrende und Lernende an der Hochschule, S. 74 ff, in: I. Sommerkorn (Hrsg.), Identität und Hochschule, Blickpunkt Hochschuldidaktik 64, Hamburg 1981.
- F. Wöller, Psychische Störungen bei Studenten und ihre sozialen Ursachen, Weinheim/Basel 1978.

Irmgard Holtkötter

Liebings-, Leit- und Zerrbilder

Selbsterfahrung und kreative Darstellung in Bildern –
eine Gruppe für Studentinnen

Vorweg

Seit einigen Jahren faszinieren mich Bilder.

Meine – zunächst berufliche – Auseinandersetzung begann bei konkreten Bildern, sie führte mich jedoch schon bald auch zu Phantasie-, Selbst- und Fremdbildern. Durch eine gleichzeitige theoretische Einbindung wurde mir die wesentliche Bedeutung von Bildern als ein Phänomen sinnlichen Ausdrucks, ihrer Wirkung und Wichtigkeit im Lebensprozeß bewußt.

Aus diesen Erfahrungen entwickelte sich der Wunsch und die Idee, Selbsterfahrungsgruppen anzubieten, in denen Bilder eine entscheidende Rolle spielen.

Damit bei Frauen zu beginnen, ergab sich einerseits aus meinem langjährigen frauenpolitischen Engagement und andererseits aus dem Wissen, daß Frauen eher als Männer Bilder und Lebenserfahrung miteinander verknüpfen, Bilder als Dokument einer emotionalen Befindlichkeit zulassen und verwenden.¹

1. Zur Ausgangssituation

Frauen sind in unserer Gesellschaft politisch nahezu gleichberechtigte und gleichverpflichtete Mitgliederinnen. Die konkreten Bedingungen, in denen Frauen leben, widerlegen die abstrakte Gleichsetzung in vielen und wesentlichen Punkten. Besonders kraß bekommen gerade Studentinnen diesen Widerspruch zu spüren. Scheinbar gleich, frei und chancengleich leben sie in einem ständigen Konflikt zwischen einer männlichen Wissenschaft – und der damit verbundenen Forderung nach Abstraktheit, rationaler Autonomie, Objektivität und emotionsfreier Sachlichkeit – und ihrem privaten Bereich, ihren Beziehungen zu Männern. Hier werden von ihnen nach wie vor stärker die 'rein fraulichen' Fähigkeiten und Eigenschaften wie Emotionalität, Empathie und Bereitschaft zu reproduzierenden Arbeiten erwartet.

Viele Frauen versuchen diesen – sehr subtilen – Konflikt zu lösen, indem sie beginnen, ein neues Frauenbild zu entwickeln. Es sind oftmals gerade die leistungsorientierten Studentinnen, die dadurch auf schwankenden Boden geraten. Phasen der Überaktivität, Stärke und Leistung wechseln ab mit Phasen der Passivität, Inaktivität, Erschöpfung und Hilflosigkeit. Daraus ergibt sich eine Notwendigkeit für Studentinnen, gemeinsam zu lernen, ihre individuelle und gesellschaftliche Situation wahrzunehmen, zu reflektieren und ihre Wünsche, die über ein so oder so angepaßtes Selbstverständnis hinausge-

hen, zu erkennen, zu akzeptieren und ihre Handlungsmöglichkeiten zu probieren.²

2. Frauen-Blicke

Die traditionelle Beschränkung von Frauen auf Familie und Innerlichkeit hat zu einer wesentlichen Einschränkung ihres Gesichtsfeldes und ihrer Wahrnehmung geführt. Auch heute – trotz allgemeiner Bildungs- und Berufsorientierung – hat sich die Wahrnehmungsweise von Frauen kaum verändert. Ihre Blicke richten sich auf den Mann, für den sie sich als ideale Personen entfalten wollen; Blicke auf sich ziehend, ohne die Fähigkeit, selbst zu sehen. In unserer Gesellschaft ist der Blick ein wichtiges Phänomen der Selbstbehauptung (und ein entscheidendes Machtmittel). Jemandem nicht in die Augen sehen zu können, verweist auf eine ohnmächtige Situation, den Blick nicht erheben zu können, auf einen Übersichtsverlust. Von solchen Einschränkungen erheblich betroffen, delegieren Frauen immer noch ihre Wahrnehmung (auch die ihrer eigenen Person) an den Mann und dessen gesellschaftliche Repräsentanzen. »Scheinbar beiläufig verliert sie damit etwas, dessen Verlust nicht einfach 'unemanzipiert', sondern krank macht: die Wahrnehmung ihrer selbst.«³ Sich selbst in den Blick zu nehmen, ein Frauenbild zu entwickeln, daß auf selbstbestimmten, herrschaftsfreien Identifikationen beruht, ist eine wichtige Aufgabe für Frauen, damit sie sich nicht selbst durch den Blick in verzerrte Spiegelbilder den Weg in ihre Realität verstellen.

3. Frauen-Bilder

Bilder sind Mittel der Kommunikation, sie vermitteln nicht nur sachliche Inhalte, sondern auch Gefühle und Werturteile. Entsprechend den gesellschaftlichen Verhältnissen wird das Dargestellte mit Intention auf Wirkung geprägt und vermittelt.

Menschen lernen durch Anschauung und durch Vorbilder mehr als durch Instruktionen und Appelle. Gegen letztere kann man sich viel bewußter abschirmen und zur Wehr setzen, weil sie als Manipulationsversuche leichter zu durchschauen sind als der 'schöne Schein' wortloser Bilder.⁴

In den 'Bildern von der Frau' – den konkreten und phantastischen – spiegeln sich Realität und Entwürfe, die für das Leben von Frauen von dominierender Bedeutung sind.

Diese Bilder sind aus einer langen Geschichte, einer Geschichte, in der Frauen selbst nicht gefragt waren und einer Gegenwart, in der sie sich kaum darstellen, darstellen können, konstruiert. In den bekannten, vertrauten, bedrückenden und peinlichen Alltags-, Wunsch- und 'Selbst'bildern geschieht die Entfaltung ihrer 'Qualitäten' auf fremde, auf männliche Weise, wohl aber am eigenen Leib.⁵

Auf der Suche nach einem neuen Frauenbild beginnen Frauen, diese Bilder – es gibt zur Zeit keine anderen – zu erkennen, benennen und zu begreifen, sie

zu verweigern oder in die eigene Erfahrung zurückzuholen, denn... »indem diese [d. Frauen, I.H.] lernen mußten, sich in ihnen auszudrücken, konnten auch Momente ihres eigenen Wissens, ihrer Arbeits- und Lebenserfahrung in die festgelegten Bedeutungen und Zeichen vordringen, in abgerissenen Spuren sich freisetzen«.⁶

So ist es denkbar, daß durch die Lösung aus falschem Gebrauch ein (Wieder-)Finden von neuen selbstbestimmten Bildern möglich wird.

4. Bild-Verfahren

Bedingungen von individueller und gesellschaftlicher Realität verändern sich durch kritische Betrachtung, Auflösen der gegebenen Situationen und Verwirklichung von Wünschen und Vorstellungen durch Konstituierung von neuen Situationen. Diesem Prozeß entspricht in der künstlerischen Praxis das Prinzip der Collage. Durch das Auseinanderschneiden von vorhandenen Bildern oder Materialien wird im Vorgang des Zusammenfügens von Bildteilen eine neue, thematisch und inhaltlich veränderte Wirklichkeit geschaffen, die sich zunächst als bildliche Idee ausdrückt und darstellt und dadurch Bestandteil eines fortschreitenden Bewußtwerdungsprozesses werden kann.

Das Collage-Verfahren ist eine kreative Produktionsform, in der Inhalte deutlich erkennbar werden, ohne daß eine spezielle Ausbildung oder Technik notwendig ist. Es gelingen bildnerische Aussagen, durch die der hergestellte Gegenstand als akzeptables Dokument Bedeutung bekommt.

Diese Art künstlerischer Produktion scheint Frauen bei der Auseinandersetzung über ihre Problematik entgegenzukommen. Die entfremdeten Bilder von Frauen, die in der Öffentlichkeit gezielt eingesetzt werden, um sie in den gegebenen Zwängen festzuhalten, finden Verwendung, können umgedeutet werden, eine Gegenöffentlichkeit schaffen und individuelle Veränderungsprozesse auslösen.

»Das Arbeiten an einer Collage ist somit ein Prozeß, in dem sich oft Diffuses auseinander- und zusammensetzt zu etwas Greifbarem. Ich bringe etwas in's Bild und kann es dann auch 'auf den Begriff bringen' (meistens)... Ich hole die öffentlichen Bilder aus der Erstarrung und bringe sie für mich zum Fließen. Die mir vermittelte entfremdete, aber scheinbar so heile Welt wird begreifbar, für mich.«⁷

5. Methodische und inhaltliche Grundlagen

Die Konzeption der Selbsterfahrungsgruppe für Studentinnen-basierte auf den dargestellten theoretischen Überlegungen. In der Durchführung waren Bilder in unterschiedlicher Weise Bezugspunkte der Auseinandersetzung; die Frauen umgebenden Bilder stellten den ersten Anknüpfungspunkt für eine Reflexion über individuelles und geschlechtsspezifisches Rollenverhalten dar. Es waren konkrete Darstellungen, die die Teilnehmerinnen mitbrachten, Kriterium für die Wahl war die Beziehung zum Thema des Kurses; d. h. Bilder

von Frauen, die als Lieblings-, Leit- und Zerrbilder Facetten der Rolle von Frauen aufzeigten. Dieser Einstieg ermöglichte den Frauen, sich auf relativ allgemeiner und distanzierter Ebene dem Thema zu nähern, individuelle Einschätzungen einzubringen, ohne direkt persönliche Aspekte in den Mittelpunkt zu rücken. So wurden Gruppenstrukturen möglich, die eine vertrauliche Atmosphäre einleiteten.

Die inhaltliche Arbeit, die sich auf die persönliche Problematik bezog, wurde durch Phantasiebilder vorbereitet. Nach Bereitschaft der Studentinnen entwickelten sich über diese Vorstellungen austauschende Gespräche, bevor die beabsichtigten praktischen Arbeiten – die Collagen – begonnen wurden.

Die Entscheidung, auch das Herstellen von Bildern einzubeziehen, war mir ein wichtiges Anliegen. Ich gehe davon aus, daß viele Empfindungen nicht (ganz) mit Sprache faßbar sind. Dies gilt besonders für Erfahrungen, die mit Bildern und Vorstellungen in Zusammenhang stehen.⁸ Der Verlust von nichtsprachlichen Verarbeitungsmöglichkeiten für Wünsche, Vorstellungen und Konflikte hat zur Eindimensionalität und Verarmung geführt. Hier anzusetzen ist ein längst fälliges Anliegen.⁹ Fragwürdig werden solche Kreativangebote nur dann, wenn sie affirmativen, verschleiern und zudeckenden Intentionen dienen. In einem universitären Umfeld, in dem Auseinandersetzungsformen der Sprache, Theorie und Rationalität dominant sind, kann die Beschäftigung mit Bildern und sinnlicher Produktionsform einen wichtigen Ausgleich schaffen.

Die fertiggestellten Collagen und der Prozeß des Machens wurden zu Ausgangspunkten von sprachlichem Austausch, in dem Assoziationen und Interpretationen der teilnehmenden Studentinnen Klärungsprozesse ergaben, die oft nicht nur der Urheberin des Bildes zugutekam, sondern auch zu verallgemeinerbaren Erfahrungen für alle Beteiligten führte. Eine therapeutisch wirksame Situation – ohne psychologisch-therapeutische(s) Setting und Methode –, in der eine individuelle und gegenwärtige Problematik auf gesellschaftlichem Hintergrund reflektiert wurde.

Selbsterfahrung und Selbstwahrnehmung ist eine komplexe und anstrengende Erfahrungssitua-



tion. Sie so zu gestalten, daß auch Freude und Lust entstehen konnten, war meine entscheidende Absicht. Die inhaltliche Akzentsetzung des Kurses umfaßte Themen, die sich an Sichtweisen, Einschätzungen und Wahrnehmungen der Rolle von Frauen durch Frauen ausrichtete; daß die von männlichen Strukturen geprägten Urteile, Werte und Qualifikationen über und für Frauen dabei nicht ausgeschlossen werden konnten, begleitete als Hintergrundwissen die Auseinandersetzungen der Gruppe. Drei Erfahrungsbereiche sind im Laufe des Semesters bearbeitet worden:

- Das Bild der 'Idealen Frau' stand zu Anfang, ein Anspruch mit dem sich Frauen immer wieder stark auseinandersetzen müssen. In einem Phantasiebild entwickelten die Studentinnen die Vorstellung von einer Frau, die ihre Wünsche von 'Frau-Sein' in bezug auf Verhalten, Überzeugungen, Aussehen einlöst. In Konfrontation zu diesem Wunschbild entstand - ebenfalls in der Vorstellung - das Bild der 'Idealen Tochter', so wie sie dem Anspruch der eigenen Mutter als geforderte und möglicherweise entfremdete Zielsetzung entsprach. In der Reflexion über Distanz und Nähe, Ablehnung und Zustimmung wurden beide Bilder Bezugspunkt für die gegenwärtige und persönliche Realität der Studentinnen. Die wesentlichsten Punkte waren Inhalt der bildlichen Darstellung, die zum großen Teil aus Illustriertenmaterial hergestellt wurde.
- Die zweite Thematik betraf das eigene Selbstbild. In der vorgestellten Situation begegneten die Teilnehmerinnen ihrem eigenen Selbstbild in Form eines Kunstwerkes, einer Statue. Der Schwerpunkt dieser Arbeit war die Konzentration auf Ausdruck, Material, Farben und Formen. Die Collagen setzen sich bei dieser Darstellung nicht aus vorhandenen Bildern zusammen; von jeder einzelnen Studentin wurde ein Foto angefertigt, auf dem sie die Haltung annahm, in der sie sich gesehen hatte. Farben, Formen und Materialien, die Aussagen über Wesenszüge, Vorlieben und Fähigkeiten machten, wurden mit dem Foto verbunden. Diese für Selbstdarstellungen weniger verwendeten Mittel dienten dazu, Elemente der Persönlichkeit ohne Vor-Bilder auszudrücken, sich selbst durch nicht festgelegte, festgeschriebene Bedeutungen zu sehen.
- Die dritte Thematik bezog sich auf einen Frauentyp (eine bekannte Frau), mit dem (der) sich die einzelne Teilnehmerin aus negativ oder positiv gefärbten Motiven auseinandersetzen wollte. In der Phantasieübung näherten sie sich der gewählten Frau, um dabei Empfindungen, Reaktionen und Wünsche zu registrieren und einzuschätzen. Dieses Mal sollten die Studentinnen für einen Abend in die Rolle dieser Frau schlüpfen, sie durch Kleidung, Attribute und Verhalten demonstrieren, ein ungelebtes, unerwünschtes oder angstbesetztes Bild von der Frau zu empfinden und zu erleben.

6. Lieblings-, Leit- und Zerrbilder von Studentinnen

An dem Kurs nahmen acht Studentinnen teil. Die Gruppe wurde während des Semesters in zwölf zweistündigen Veranstaltungen durchgeführt.

Als Ergebnis des ersten Themas entstanden dichte und inhaltlich sehr breit gefächerte Collagen, deren Schwerpunkt im Bereich von gesellschaftlichen Strukturen zu finden waren. Bei den Besprechungen blieben persönliche Probleme mehr Randthemen; Beeinflussung von Ideologien, patriarchalen Prägnungen, Frauenverhalten im Studium, frauenspezifische Zukunftsvorstellungen nahmen den größten Raum ein.

Anhand der Selbstbilder kam es zu einer sehr intensiven - manchmal auch schmerzhaften - Wahrnehmung der eigenen Person. Den Studentinnen war es deshalb freigestellt, die Bildinhalte sprachlich zu artikulieren, Fragen, Assoziationen und Interpretationen der anderen Teilnehmerinnen zuzulassen oder zu verweigern. Der Prozeß des Machens - die ästhetische Praxis - hatte manchmal bereits zur Veränderung von Erkenntnis, Wahrnehmung und Gefühlen geführt. Die bildnerische Artikulation in den Collagen - für alle wahrnehmbar - hätte durch Worte nur reduziert wiedergegeben werden können, ohne ergänzende Funktion.⁹

In den Selbstbildern fanden eine Vielzahl von Materialien Verwendung: Steine, Disteln, Blumen, Erde, Holzfurnier, Federn, Lakritz, Stoffe. Gerade diese Materialien trugen dazu bei, ein Persönlichkeitsbild zusammenzusetzen, das sehr komplex, vielfältig und ausdrucksstark war.

Die Umsetzung des dritten Themas fiel mit Abschluß des Kurses zusammen. Auf Vorschlag der Studentinnen ging die Gruppe gemeinsam zu einem Essen in ein Restaurant. Dort konnte in Schutz und Schonraum der Gruppe die gewählte Rolle in einer konkreten Öffentlichkeit ausprobiert werden.

Ich selbst habe, soweit die Strukturen und meine Funktion in der Gruppe es zuließen, mich an sprachlichen und darstellerischen Prozessen beteiligt. Als Frau bin ich selbst von den gleichen gesellschaftlichen Bedingungen betroffen; sicherlich sind die Aspekte der Wahrnehmung durch komplexere und längerfristige Auseinandersetzungen individuell anders geprägt. In der Verweigerung eigener Aussagen und Beteiligung sehe ich eine künstlich geschaffene Distanz, die meinen Ansprüchen und Vorstellungen von der Form eines sinnvollen Kommunikationsprozesses widerspricht.

Zur Zeit wird unter dem gleichen Titel ein zweiter Kurs durchgeführt; der Schwerpunkt der inhaltlichen Auseinandersetzung bezieht sich auf Frauenverhalten und Männerbeziehungen⁷.

ANMERKUNGEN

- 1 Ich habe in einem Forschungsprojekt mitgearbeitet, daß sich mit Fragen der Bildwahrnehmung, der Prägung durch Bilder, des Bildgebrauchs auseinandersetzt: »Sozialisation der Bilderfahrung«, Leitung Prof. K. Matthies, Universität Bremen.
- 2 Psychologinnengruppe München, Spezifische Probleme von Frauen und ein Selbsthilfe-Ansatz, in: Die gesellschaftliche Organisation psychischer Leidens. Frankfurt 1978.
- 3 Schneider, G./Laermann, K., Augen-Blicke, Über einige Vorurteile und Erfahrungen.

- kungen geschlechtspezifischer Wahrnehmung, in: Kursbuch, H. 49, 1977, S. 36-58, S. 45.
- 4 Schmerl, Ch., Die Gewalt der Bilder – Frauenfotografie im Patriarchat, in: Tüne, A. (Hrsg.), Körper, Liebe, Sprache, Über die weibliche Kunst, Erotik darzustellen, Berlin 1982, S. 160-171.
- 5 v. Wysocki, G., Frauenbilder im Aufbruch, Hinweise auf ihren Gebrauch, in: Kursbuch, H. 47, 1977, S. 91-113.
- 6 dieselbe, S. 95.
- 7 Weibliche Motive und weibliche Motivationen, Aspekte zu einer geschlechtsspezifischen Form der Collage, in: Kunst und Unterricht, August 1983, S. 40.
- 8 Rech, P., Therapeutische Funktion subjektorientierter ästhetischer Praxis, Voraussetzungen aus strukturalistischer Sicht, in: BDK-Mitteilungen, H. 2, S. 29-33.
- 9 Um meinen Standpunkt auf theoretischer Ebene ansatzweise deutlich zu machen, zitiere ich P. Rech, aus dem oben angegebenen Aufsatz:
»Informationen sind weder materiell noch energetisch, sie sind weder an die Struktur der Wahrnehmung noch an die der Triebe gebunden. Dennoch sind sie im funktionellen Sinne regelmäßig; sie können die Gefühle und die sprachlich zu benennenden Anschauungen nur ausschnittsweise wiedergeben. Auf die Sprache bezogen gilt, daß Informationen mehr hergeben als die Menge der sprachlichen Bestandteile, und das sie weniger hergeben als die nichtbegrifflichen Bestandteile, die im Rahmen der Wahrnehmung mehr (z. B. beim Hören einer Symphonie) oder weniger (z. B. beim Sehen einer Kaffeetasse) als relativ gefühlvolle Begleitumstände auftreten. Dementsprechend gilt für die Gefühle, daß sie die Sprache übersteigen, aber in der Gebundenheit an die von ihr herührende Textlichkeit doppelt unanschaulich sind.



Mit der Sprache betreiben wir Vexierspiele; wir wollen uns mitteilen und verbergen uns mehr in ihr, als wir wollen, weil die Sprache unsere Absichten nur ausschnittshaft wiedergeben kann; dem gegenüber betreiben die Gefühle die Vexierspiele mit uns, ohne daß wir uns als deren Autoren fühlen könnten. Der menschliche Grundkonflikt spielt sich zwischen den Gefühlen und der Sprache ab; er ist doppelbödig; und dies Doppelbödige ist zu all dem regelmäßig wie das Gesetz. Das ästhetisch Überwältigende, daß wir dem Unbewußten als dem Aufenthalt der Triebe zuordnen, ist die verallgemeinerte verwischte Vorstellung von der Lösung dieses Konfliktes. Sie bedarf, wie zu erwarten steht, eines Rasters zwischen den Gefühlen und der Sprache.« (S. 32).

V. ARBEITSPLATZ STUDIENBERATUNG

Carmen Burian

Ritter von der Tintenburg? Eine Berufsperspektive für Frauen? Gewerkschaftliche Frauenarbeit in der Hochschule

Als Institutionen sind Hochschulen und Gewerkschaften Spiegelbilder des Patriarchats. Männer bestimmen dort Inhalte, Normen und Status.

Frauen, insofern sie die Initiationsriten überstehen und als Wissenschaftlerinnen in das Beschäftigungssystem des Wissenschaftsbetriebes gelangen, haben »ihren Mann zu stehen« (aber bitteschön auch was für's männliche Auge und Gemüt bieten!) oder sie sind – z. B. wenn sie sich durch feministische Wissenschaft als »unwissenschaftlich« disqualifizieren – die ausgegrenzten Anderen.

Schlechter abgesichert sind Frauenarbeitsplätze in der Hochschule ohnehin, so daß wir, unabhängig davon, ob wir z. B. durch größere Belastungen in der Kinderbetreuung die formalen Qualifikationen rechtzeitig schaffen, schnell ersetzbar sind.

Wie können wir uns Raum schaffen? Wie die Hochschulen verändern, um dort als Gleiche und dennoch Verschiedene (von Männern und ihren Arbeits- und Lebensformen) zu arbeiten? Wie uns die Hochschule nutzbar machen? Männliche Normalität im Wissenschaftsbetrieb wird von Cheryl Benard und Edit Schlaffer¹ am Bild der »Ritter von der Tintenburg« demonstriert. Männer sind nicht nur an Österreichs, sondern auch an unseren Hochschulen Meister des Verdrängens, Monologisierens, der Anpassung an Hochschulhierarchien und an männliche Wissenschaft, die – als geschlechtsneutral kaschiert – gekennzeichnet ist durch Ausblendung der weiblichen Wirklichkeit.

Frauen und Männer sind, zumindest in ihrer kulturellen und historischen Gewordenheit, verschieden.

Frauen und ihre Diskriminierung wurden erst durch die Frauenforschung sichtbar gemacht. Frauenforschung hat die andere Seite der Fabrik, den Reproduktionsbereich, die geschlechtliche Arbeitsteilung, das Geschlechterverhältnis zum Thema gemacht. Frauen haben Frauenförderpläne entwickelt, mit denen die Diskriminierung der Frauen aufgehoben werden soll. Frauenförderpläne, die uns nur der Normalität der männlichen Berufstätigkeit an-

gleichen sollen, bringen uns aber noch nicht ans Ziel. Wir wollen als Frauen in die Hochschulen.

Carmen Tatschmurat² sieht gerade im Körperbezug eine essentielle Verschiedenheit von Frauen und Männern (neben der unterschiedlichen moralischen Urteilsfindung von Mann und Frau, die sich beim Mann am »Recht« orientiert, bzw. durch seine Persönlichkeitsentwicklung in Richtung: Trennung – Individuation – Autonomie begründet ist, während sie bei der Frau durch eine Moral der »Verantwortung« – die sich aus der weiblichen Persönlichkeitsentwicklung, deren Bestimmungspunkte: Bindung, Beziehung und Verbundenheit sind, herleitet – gekennzeichnet ist).

Für Frauen ist ständig im Bewußtsein präsent, Frau zu sein, ein Körperwesen zu sein. »Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß unsere Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht wesentlich ist für die Art, wie wir wahrgenommen werden und zwar auch im Wissenschaftsbetrieb. Und sei es, daß freundlich konstatiert wird, wie sehr sich durch unsere Beteiligung die Atmosphäre in einer Sitzung, in einem Seminar verändert hätte, während unser eigenes Denken darum kreist, ob wir uns wissenschaftlich identifizierbar gemacht haben, unsere Gedanken mit der notwendigen Klarheit und Abstraktion formuliert haben.«³

Häufig machen wir die Erfahrung, von Männerblicken taxiert, nur auf unserer Äußerer, unseren Körper reduziert zu werden. Tatschmurat fordert dennoch: »Ich denke aber, wir sollten endlich – und nicht nur vereinzelt – den Versuch wagen, uns *ganz* und das bedeutet auch körperlich, in männerdominierte Institutionen und Situationen hineinzubegeben. Und wir sollten dies als Chance begreifen: die höhere Aufmerksamkeit, die uns von vorneherein gewiß ist, dokumentiert nicht nur Angst, Abwehr und Verachtung, sondern auch die leise Hoffnung der Männer, einen Hinweis darauf zu bekommen, wie es denn zusammengehen könne, Geist und Körper, Logos und Eros. So sind vielleicht die kulturellen Grenzen weiter gesteckt als wir meinen.«⁴ Nicht also die Imitation der männlichen Ritter von der Tintenburg, sondern eher wie im von Tatschmurat skizzierten »Rittertraum« von Barbara Sichtermann »strahlend, mitreißend, selbst Ritter und schönes Mädchen, das auf den Ritter wartet zugleich; bereit aufzubrechen, ohne zu wissen, wohin die Reise geht«⁵, also einerseits als Frau, die selbst streitet und Autonomie bewahrt und andererseits als diejenige, die Bindungen auch zu Männern eingeht, könnten wir uns die Hochschule aneignen.

Wieder dasselbe Muster: Frauen sollen die Beziehungsarbeit machen, und das wird auch noch aus der Persönlichkeitsstruktur der Frauen hergeleitet, höre ich schon Frauen empört rufen. Ich denke aber, wir haben nur die Alternative, losgelöst vom männerdominierten Wissenschaftsbetrieb in Frauenzusammenhängen – wie es ja auch schon längst in Frauenbildungsstätten, Frauenseminaren und Frauenzentren geschieht – unsere Wissenschaft und Praxis zu betreiben oder – und ich denke, wir sollten beide Wege gehen – in den traditionellen Wissenschaftsbetrieb hineinzugehen und ihn zu verändern. Und dabei müssen wir Beziehungen herstellen zu Männern. Auch Beziehungsarbeit leisten, zumindest in dem Sinne, daß wir uns als Frauen den üblichen Beziehungsdeformationen nicht unterwerfen.

In der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) haben wir Frauen festgestellt, daß die Mehrzahl der Männer zur Zusammenarbeit nicht fähig ist; zumindest nicht zu der Art von Organisation, die wir wünschen. Gewerkschaftliche Politik beinhaltet immer auch Anforderungen an die Person, so wie jeder politische Konflikt, jede Form der Zusammenarbeit auch die Komponenten persönlich und emotional umfaßt. Außer in der immer noch großen Ignoranz gegenüber der weiblichen Sichtweise und der Situation der Frauen, der Wissensdefizite über feministische Theorie und Praxis, haben wir bei den Männern eine Reihe von Defiziten im Sozialverhalten wahrgenommen:

- Sie können nicht aus ihren Monologisierungen heraus und auch mal anderen Raum geben
- sie sind nicht in der Lage, befriedigende persönliche Beziehungen untereinander in der GEW herzustellen
- ihre Kommunikation bleibt beim Austausch leicht unterschiedlicher, jedoch monolithisch anmutender Weltbilder stehen; wir erleben sie weniger flexibel in der Entwicklung neuer Ideen
- ihre Gespräche zeichnen sich durch reines Sachinteresse aus; daß dahinter Personen stehen, die diese vertreten, scheinen sie zu übersehen
- ihre Sprache ist rigide männlich normiert; manchmal, zu selten, werden Bemühungen sichtbar, Frauen nicht mehr sprachlich zu diskriminieren
- manchmal schon erleben wir, daß sie bemüht sind, auch die Beziehungsebene in der Diskussion zu thematisieren.«⁶

Diese Erfahrungen mit den Gewerkschaftsmännern – und hier gibt es keine so großen Unterschiede zur Hochschule – gehen in Richtung von Tatschmurats These, daß die Männer Geist und Intellektualität nicht mit Sinnlichkeit und Körperzentrierung in Einklang bringen.

In der GEW haben wir schon begonnen, Bildungsarbeit zu leisten. Wir haben die Männer aufgefordert, sich auf beiden Ebenen zu qualifizieren; z. B. setzt sich – und das ist ein Novum in der GEW – das Referat E (Hochschule und Forschung), das überwiegend aus Männern besteht, in seinen Sitzungen inhaltlich mit der Hausarbeitsdiskussion der Frauenbewegung und ihrer eigenen Betroffenheit hierzu auseinander, oder wir machen das Geschlechterverhältnis zwischen anwesenden Frauen und Männern zum Thema unserer Arbeitsgruppe, wie auf der Hochschulpolitischen Konferenz der GEW (1985) geschehen.

Als beschäftigte oder arbeitslose Frauen im Hochschulbereich sehen wir in den Gewerkschaften Organisationen, mit denen wir unsere Interessen im Wissenschaftsbetrieb durchsetzen wollen. Wir gehen dabei davon aus, daß die Gewerkschaften aufgrund ihrer Zielsetzungen wie Solidarität und Emanzipation den Vorstellungen der Frauenbewegung entgegenkommen, daß wir hier Koalitionen eingehen und Bündnispartner finden können. Uns ist gleichzeitig bewußt, daß die Gewerkschaften, trotz ihres Anspruchs, selbst männerdominierte Institutionen sind. Dies bedeutet, daß wir auch in den Gewerkschaften – wie in den Hochschulen – zweigleisig vorgehen.⁷

Wesentlich für diese Frauenformen ist, eine neue politische Kultur im Sinne feministischer Lebenskonzepte gegen die Destruktivität der patriarchalen Strukturen zu setzen und Frauenarbeit nicht von Positionen der Abwer-

tung der Frauen bestimmen zu lassen.

Denn es ist durchaus im Sinne der männlichen Zweckrationalität, Konflikte und Proteste zu kanalisieren und durch institutionelle Verankerung des Konfliktpotentials »Frau«, dies der Rationalität der Institution zu unterwerfen und zu kontrollieren.

In der GEW haben wir auf diesem Hintergrund wieder eine Fraueninfrastruktur geschaffen: Frauenausschüsse auf Bundes-, Länder- und Ortsebene, die Arbeitsgruppe »Frauen in Hochschule und Forschung« und eine in der Frauenfrage zuständige Frau als zweite stellvertretende Vorsitzende der GEW. Viel haben wir noch nicht erreicht. Immer noch sind Frauen auf der Funktionsträgerebene unterrepräsentiert und steht die Frauenfrage in der Organisation GEW zu wenig zur Diskussion. Ziel ist für uns nicht alleinige Frauenarbeit in Frauenzusammenhängen der GEW, sondern die Artikulation und Durchsetzung der Fraueninteressen durch die Gesamtorganisation, also auch durch die Männer.

Nach der ersten Phase der Grenzüberschreitungen, wo wir Lücken im System genutzt haben – die GEW hatte es z. B. im Sinne der Aufrechterhaltung der Männerdominanz versäumt, eine angepaßte Frauenarbeit zu institutionalisieren –, so daß wir, ohne uns »hochzudienen«, für feministische Politik die institutionellen Rahmenbedingungen geschaffen haben, gilt es, diese in einem zweiten Schritt im Spannungsfeld zwischen eigenständiger Politik und Vereinnahmung abzusichern und zu nutzen, ohne die Einbindung in das formelle und informelle Netz der Frauenbewegung aufzugeben.

Dieser zweite Schritt, die Absicherung der Repräsentanz der Frauen und ihrer Sichtweise, die Einflußnahme der Frauen auf Studium, Lehre und Forschung, ihre Beteiligung an allen politischen Entscheidungen, steht sowohl innerhalb der Gewerkschaften als auch der Hochschulen an.

In den Hochschulen gilt es allerdings derzeit schon, die Verdrängung der Frauen aus der Wissenschaft abzuwehren, die im Zusammenhang mit der politischen Restauration, dem BAföG-Kahlschlag, dem Zeitvertragsgesetz, der HRG-Novelle, aber auch schon mit der im alten HRG festgelegten Personalstruktur und der noch von der SPD-Regierung begonnenen Rotstiftpolitik eingeleitet wurde.

Deshalb steht eine institutionelle Absicherung der Fraueninteressen über verbindliche Frauenförderpläne als nächster Schritt an. Frauenförderpläne, wie die GEW-Frauen sie fordern, umfassen dabei:

- die Quotierung, d. h. die Hälfte der Arbeitsplätze für Frauen bei hinreichender Qualifikation. Hinreichende Qualifikation meint die für die Aufgabenstellung unerlässliche (was ggf. inhaltlich nachzuweisen ist) Qualifikation, also maximal die formale Qualifikation, und schließt entwürdigende Vergleiche der Qualifikation von Männern und Frauen bei Stellenbesetzungen aus
- Quotierung in der Aus- und Weiterbildung, bei der Vergabe von Stipendien und Forschungsaufträgen
- Berücksichtigung der Qualifikationen und Belastungen von Frauen
- Veränderung der Qualität des Studiums und der Lehre
- Einführung von Frauenstudien, Absicherung der Frauenforschung

- gezielte Studienberatung für Studentinnen
- die Einrichtung von Frauengleichstellungsstellen, die mit entsprechenden Kompetenzen ausgestattet, die Einhaltung der Frauenförderpläne sicherstellen können
- und die satzungsmäßige und gesetzmäßige Absicherung dieser Pläne.

An der Universität Hamburg⁸ und an der FU Berlin sind bereits Frauenförderungsmaßnahmen verabschiedet, bei denen aber die Bevorzugung von Frauen nur bei gleicher Qualifikation vorgesehen ist. In Bochum gibt es eine (allerdings nur ehrenamtliche) Frauenbeauftragte, und in die HRG-Novelle⁹ ist der Passus: »Die Hochschulen wirken bei der Wahrnehmung ihrer Aufgaben auf eine Beseitigung der für Wissenschaftlerinnen bestehenden Nachteile hin« aufgenommen worden. Weitergehende Forderungen der SPD und der Grünen nach Aufnahme eines Amtes für Frauenbeauftragte ins HRG und die Quotierungsforderung der Grünen blieben dagegen unberücksichtigt.

In Parteien¹⁰, Gewerkschaften und an den Hochschulen sind Frauenförderpläne in der Diskussion.

Der GEW-Gewerkschaftstag 83, der Hauptvorstand der GEW und die DGB-Bundesfrauenkonferenz vom Nov. 85 haben Beschlüsse zu Frauenförderplänen gefaßt, die die Quotierung, d. h. die Hälfte der Arbeitsplätze im Hochschulbereich für Frauen, fordern, ohne hiermit die kaum erfüllbare Anforderung an Frauen nach gleicher Qualifikation zu stellen.

Die Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung (IFF), GEW-Frauen und Personalrätinnen haben gemeinsam einen Frauenförderplan für die Universität Bielefeld erarbeitet und versuchen, eine Frauengleichstellungsstelle in der Satzung der Universität Bielefeld zu verankern und auch für die anderen Hochschulen in NRW wieder ins Gespräch zu bringen.

Es ist noch einige politische Aktivität notwendig, um Frauenförderung durchzusetzen.

Es dürfte aus dem vorangegangenen Text deutlich werden, daß damit nicht Frauen als defizitäre Förderungsfälle gesehen werden, sondern die Veränderung der Hochschulwirklichkeit in Richtung auf einen Ort der feministischen Wissenschaft und Praxis ermöglicht werden soll.

ANMERKUNGEN

- 1 Cheryl Benard, Edit Schlaffer, Viel erlebt und nichts begriffen. Die Männer in der Frauenbewegung, Reinbek 1985, S. 101-114.
- 2 Carmen Tatschmurat, Wie leben und begreifen wir heute unsere Weiblichkeit? Anmerkungen zur aktuellen feministischen Diskussion, Manuskript 1985.
- 3 Ebd., S. 8.
- 4 Ebd., S. 8f.
- 5 Ebd., S. 9.
- 6 Carmen Burian, Margret Steffen, Elke Werneburg, Eine Ortsbestimmung. Frauenpolitik in der GEW. Dokumente der AG »Frauen in Hochschule und Forschung«

des Referats E der GEW, 1985, S. 13f.

- 7 Zu Strategien und Arbeitsformen, wie partieller Anpassung an die Institutionen bei gleichzeitiger subversiver Pragmatik und dem Im-Auge-Behalten der eigenen Ziele, wobei der Weg, das Wie, ebenso wichtig ist wie das Ziel, möchte ich auf einen Aufsatz hinweisen, der an anderer Stelle nachlesbar ist:
Carmen Burian, Margret Steffen, Elke Werneburg, Frauen in Institutionen – Ziele und Wege in der Hochschule, in: Indula, AStA der FU Berlin, November 1985, S. 48-57.
- 8 Richtlinie zur Erhöhung des Frauenanteils (Universität Hamburg).
- 9 Drittes Gesetz zur Änderung des Hochschulrahmengesetzes 14.11.1985.
- 10 Vgl. hierzu: Vorläufiger Antidiskriminierungsgesetzentwurf, Die Grünen, Bonn, September 1985.

Ein verstohlener Blick auf unsere Kollegen – Eine Notiz aus Münster

**Wer sich nicht wehrt,
kommt an den Herd**

Dieser Slogan steht am
Frauenbrett

**Wer den Heerd nicht ehrt,
Ist der Männer nicht werth.**

Fr. X. von Heerden (1763-1814)

Und so beflügelt er
die Phantasie

Anonymer Studienberater, ZSB Münster, 1985